

Birgit Schulz (Hrsg.)

Entschlossene Gesellschaft

Das Auszugsprojekt „Karl-Witte-Haus“
Eine Dokumentation

Birgit Schulz (Hrsg.)

Entschlossene Gesellschaft

Das Auszugsprojekt „Karl-Witte-Haus“

Eine Dokumentation

Inhalt

Alsterdorf erfahren Edmund Riebe erzählt	9
Vorwort Von Birgit Schulz und Wolfgang Kraft	13
Das Karl-Witte-Haus	
30 Jahre Karl-Witte-Haus – eine Kurzgeschichte	16
Ein Tag im Karl-Witte-Haus	22
Das Projekt	
Stationen des Auszugsprojektes	28
Eine Frage der Organisation Strukturen des Auszugsprojektes	30
Woman- and Men-Power Die Projektmitglieder	32
Alle müssen dagegen sein Widerstand gegen die Schließung des Karl-Witte-Hauses	34
Reden, Schreiben, Hören, Fragen Kommunikationsarbeit des Auszugsprojektes	40
Der Weg zur neuen Wohnung	
Auszug aus der Anstalt Das Karl-Witte-Haus wird leer gewohnt	44
Alle haben sich gut eingelebt Eine Mitarbeiterin berichtet	60
Wie es Euch gefällt Die Entwicklung neuer Wohnprojekte	62

Vertrautes in neuer Umgebung	
Ein Interview mit Hans-Georg Lesch	72
Im Stadtteil leben	
Alltag in der Wohngruppe Bebelallee	74
Die Schließung – ein glücklicher Neuanfang	
Beschäftigungs- und Wohnangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten	82
Auf Besuch in der Nordheide	88
Bildung und Beschäftigung	
Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt	
Arbeit und Beschäftigung für die Menschen aus dem Karl-Witte-Haus	92
Wir machen gute Arbeit! – die Stadtwörter	94
Individuell gestaltete Beschäftigung in der Manshardtstraße	98
Ein heißes Eisen	
Die Vermittlung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf neue Arbeitsplätze	102
Es war auch eine verdammt harte Zeit	
Ein Bericht von Margret Enodien	106
Abschied von Karl-Witte-Haus	
Ein Grund zum Feiern	
Grußwort von Maria Maderyc	108
Zur Schließung gibt es keine Alternative	
Eine Zwischenbilanz von Birgit Schulz	110
Man muss schließlich Ziele haben!	
Edmund Riebe erzählt weiter	114
Impressum	116

„Mein Name ist Edmund Riebe. Ich bin im Jahr 1931 geboren. Aufgrund meiner spastischen Lähmung bin ich auf einen Rollstuhl angewiesen. Im Alter von sechs Jahren, also 1937, bin ich in die damaligen Alsterdorfer Anstalten gekommen. Meine Mutter brachte mich in eine Holzbaracke, die das Kinderkrankenhaus war. Ich habe unter sehr starkem Heimweh gelitten und während der ersten vier Tage weder gegessen noch getrunken. Ein Jahr lang habe ich dort mit weiteren 40 Kindern gelebt. Es gab einen großen Schlafsaal und einen Tagesraum.

Als ich sieben Jahre alt war, bin ich ein knappes Jahr zur Schule gegangen. Das war dann nicht mehr möglich, als der Krieg ausgebrochen ist. Lesen habe ich erst später gelernt. Vom Kinderkrankenhaus bin ich ins Fichtenheim verlegt worden, dort habe ich wieder in einem Raum mit 40 Kindern geschlafen. Ungefähr fünf Jahre später bin ich in den Eichenhof gezogen. Es folgten fünf weitere Verlegungen. Alle Häuser waren so gebaut, dass ich das Zimmer mit 30 bis 40 Mitbewohnern teilen musste. Die Wechsel sind mir alle sehr schwer gefallen, vor allem habe ich unter dem ständigen Wechsel der Betreuer und Mitbewohner gelitten. Bei keiner dieser Veränderungen bin ich nach meiner Meinung oder nach meinen Wünschen gefragt worden. Meistens habe ich morgens von der „Überraschung“ erfahren, abends war ich dann weg.

Meine letzte Station vor dem Karl-Witte-Haus war das Haus „Goldener Apfel“. Dort schliefen nur 19 Mitbewohner in einem Schlafräum. 1985 kam ich dann in das Karl-Witte-Haus. Dort musste ich mein Zimmer mit nur einem Bewohner teilen, mit dem ich allerdings sehr viel Ärger hatte. Mein größter Wunsch war es, ein Zimmer für mich ganz allein zu haben. Ich ziehe mich gern zurück und nehme nur an Geselligkeiten teil, wenn ich Lust habe. Acht Jahre habe ich warten müssen, bis ich mir 1993 ein Einzelzimmer erkämpft habe. Ich war sehr glücklich darüber, endlich mein Ziel erreicht zu haben. Von meiner Werkstattprämie habe ich mir damals meine großen Wünsche erfüllen können. Ich habe mir eine Satellitenanlage, einen Fernseher, ein Videogerät und eine Musikanlage gekauft. Ich war so froh über mein kleines Reich von ungefähr 12 qm. Endlich hatte ich meine Ruhe.

Mit 16 Jahren habe ich angefangen, in der Werkstatt für Behinderte zu arbeiten. Erst in der Buchbinderei, später in der Druckerei. Ich bin sehr gern zur Arbeit gegangen. Sowohl in der Buchbinderei als auch in der Druckerei hat es viel Spaß gemacht. Damit ich mein 50-jähriges Dienstjubiläum feiern konnte, habe ich noch ein Jahr länger gearbeitet als ich eigentlich musste. So habe ich erst mit 66 Jahren aufgehört zu arbeiten und konnte mein Rentnerdasein genießen.

Vor vier Jahren habe ich dann erfahren, dass das Karl-Witte-Haus abgerissen werden soll und ich mein Zimmer werde verlassen müssen. Das war der totale Schock für mich. Ich war so wütend und unglücklich, zumal man mir damals gesagt hat, dass ich niemals mehr würde umziehen müssen.

*Rechts:
Edmund Riebe*

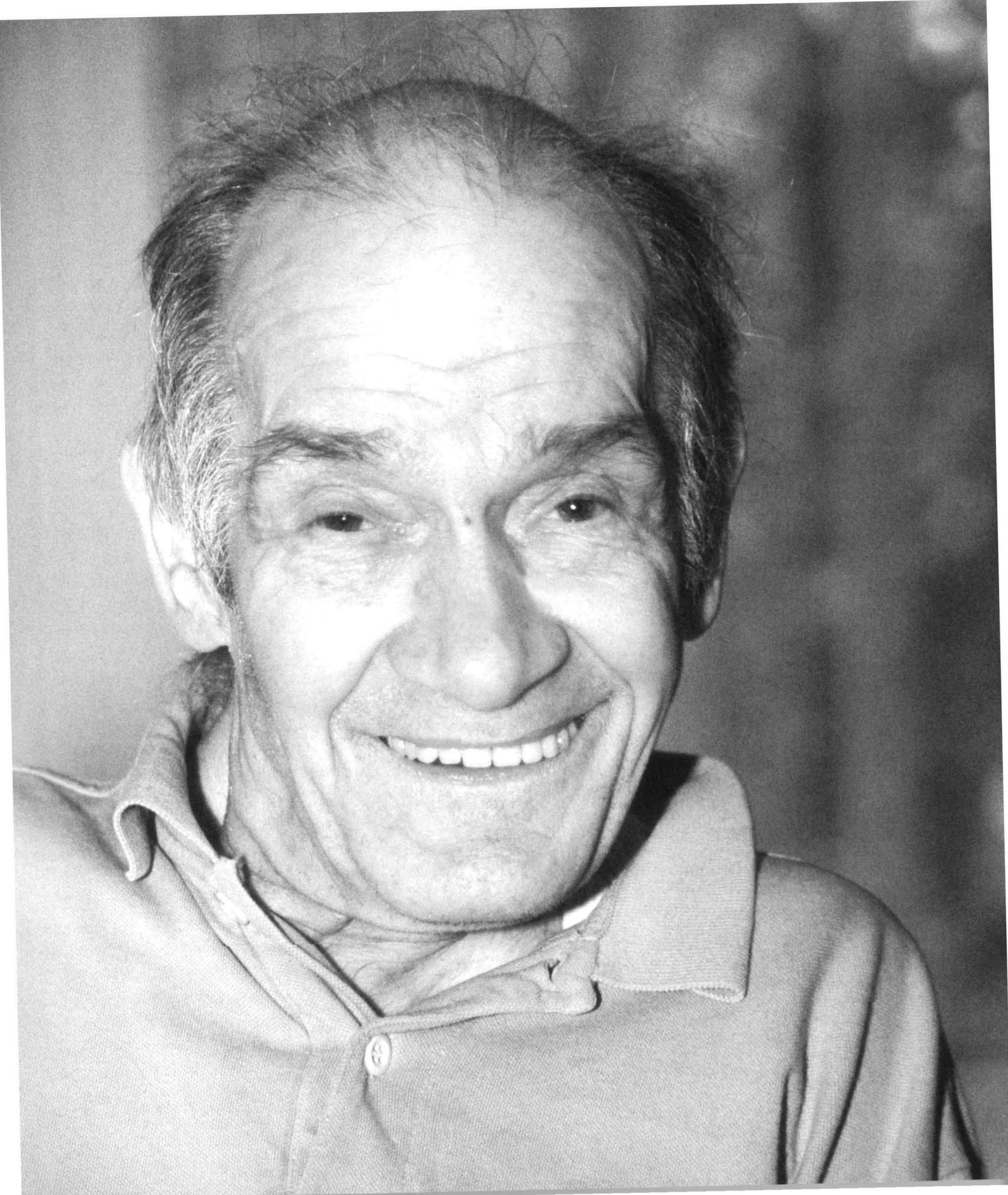
Ich wollte mit den ganzen neuen Wohnprojekten und den Besichtigungen nichts zu tun haben. Ich hatte kein Interesse, mir davon irgendwas anzuhören.

Während der ganzen letzten Jahre sind auf dem Zentralgelände mehrere alte Gebäude abgerissen worden. Riesige Baustellen sind entstanden, und es wurden auch neue Häuser gebaut. Ich fühlte mich seit langem wie auf einer Baustelle, der Lärm nervte mich ziemlich, zumal mir immer deutlicher wurde, dass es mit dem Karl-Witte-Haus bald losgehen würde. In meinem Verbund hatte sich da auch schon viel verändert. Mehrere Bewohner sind ausgezogen. In verschiedenen Stadtteilen sind Wohnhäuser gebaut worden.

Die haben sie sich angeschaut und entschieden, dort zu wohnen. Sie leben nun in Lurup, Volksdorf, Rothenburgsort und Wentorf, und soweit ich gehört habe, haben sie dort alle ein Einzelzimmer und müssen sich Bad und Küche mit höchstens einer Person teilen. Ich musste dann auch einsehen, dass ich um einen weiteren Umzug nicht herumkommen würde.

Anfang 2002 wurde mir dann in einem neuen Wohnhaus in Lurup ein Einzelapartment angeboten, das ich mir anschauen konnte. Obwohl sich das Haus noch im Rohbau befand und der Fahrstuhl noch nicht eingebaut war, haben wir es fertig gekriegt, dass ich in meinem Rollstuhl in meiner möglichen neuen Wohnung saß und mir so ein Bild davon machen konnte. Die Wohnung ist mit fast 50 qm sehr großzügig und auch sehr schön geschnitten. Trotzdem fiel es mir schwer, ja zu sagen. Erst langsam habe ich mich bereit gefunden, diese hoffentlich letzte Veränderung in meinem Leben zu akzeptieren. Danach war ich sogar ein wenig gespannt, wie es wohl werden wird.“

*Nach mehreren Gesprächen aufgezeichnet
von Claudia Orgaß.*



„Kann weg“ – mit diesen Worten urteilt Michael Rowoldt kurz und knapp über die Zukunft des Karl-Witte-Hauses. Zu Recht, meinen wir, denn schließlich hat der 49-jährige Mann einige Jahre in der geschlossenen Abteilung des Karl-Witte-Hauses verbracht. Heute wohnt er im Ratsmühlendamm und arbeitet bei den Stadtwörkern, einem in der ganzen Stadt tätigen Handwerks-Projekt des Geschäftsbereiches HamburgStadt.

Mehr als die Worte und Berichte von Michael Rowoldt, Edmund Riebe und anderen würden wir am liebsten gar nicht anführen, um den Erfolg des Dezentralisierungsprojektes „Karl-Witte-Haus“ zu dokumentieren. Sie sprechen für sich. Trotzdem haben wir uns mit dieser Broschüre, die im Laufe der letzten Monate zu einem kleinen Buch geworden ist, entschlossen, weitergehend zu dokumentieren: Wie wurde die Schließung des Karl-Witte-Hauses organisiert? Wie haben die 168 Männer und Frauen eine neue Wohnung und eine neue Beschäftigung gefunden? Wie sind die gesetzlichen Betreuer und Angehörigen mit diesem Prozess zurechtgekommen? Wie waren die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Karl-Witte-Haus in das Projekt eingebunden, wie kommen sie auf ihren neuen Arbeitsplätzen im Geschäftsbereich HamburgStadt zurecht?

Die Berichte, Interviews und Dokumente in diesem Band beleuchten beispielhaft unterschiedliche Facetten und Aspekte dieses komplexen Prozesses. Es drücken sich darin exemplarisch unterschiedliche Ansichten der Bewohner, Projektmitglieder, Mitarbeiter und Eltern aus, die

mit dem Auszugsprojekt zu tun hatten. Das Buch beansprucht somit keine Vollständigkeit, sondern ist ein Beitrag zur laufenden Dokumentation und Bewertung unserer Arbeit.

Die Evangelische Stiftung Alsterdorf ist eine der größten Sozialeinrichtungen im norddeutschen Raum, und Größe beinhaltet die Chance, weite Schritte nach vorn zu wagen und neue Maßstäbe zu setzen. An diesem Anspruch lassen wir uns gern messen. Wir sind daran interessiert, uns mit Ihnen – den behinderten Menschen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, den gesetzlichen Betreuern und Angehörigen sowie mit Kollegen, der Politik und der Fachöffentlichkeit – über unseren Weg der Deinstitutionalisierung auseinander zu setzen. Wir wollen Lust machen, emanzipatorische Prozesse weiter zu verfolgen.

Der Rückbau des Karl-Witte-Hauses wird sicher nicht so spektakulär zugehen wie die Sprengung des Millerntor-Hochhauses in St. Pauli, das mit einem dumpfen Grollen in sich zusammenbrach. Trotzdem ist die Aufgabe dieses Hauses für die Evangelische Stiftung Alsterdorf etwas mindestens ebenso Radikales:

- Zusammen mit diesem Gebäude reißen wir die alten, medizinisch orientierten Betreuungskonzepte ein. An die Stelle treten Wohnformen, die sich nur noch wenig von denen unterscheiden, die wir alle gewohnt sind und die wir zu schätzen gelernt haben.
- Damit zugleich werden wir die Rückkehr zur Anstalt unmöglich machen. An die Stelle der so genannten „fürsorglichen Belagerung“, wie das in der kritischen Auseinandersetzung mit Betreuungskonzepten einmal genannt worden ist, treten aufsuchende und ambulante Formen der Assistenz.

Und mit dem Verlassen der schützenden und beschützten Umgebung dieses Traditionsgeländes öffnen wir uns mit dem Alsterdorfer Markt dem Stadtteil und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern.

Vorrangiges Ziel unserer Arbeit ist es, behinderte Menschen darin zu unterstützen, als Hamburger Bürgerinnen und Bürger in Stadtteilen ihrer Wahl leben und arbeiten zu können. Sie sollen uneingeschränkten Zugang zu öffentlichen Einrichtungen und Diensten haben. Dafür sollen sie genau die Unterstützung erhalten, die sie für sich und für die Teilhabe am öffentlichen Leben benötigen.

Diesem Ziel nähern wir uns nicht automatisch durch die Differenzierung und Professionalisierung unserer Leistungen oder durch den bloßen Umzug in einen anderen Stadtteil: Ausgelagerte Arbeitsplätze und Wohngruppen bedeuten noch keine Integration. Die eigene Küche allein reicht für Normalisierung und Selbstbestimmung nicht aus.

Konsequente Deinstitutionalisierung heißt, die Sondereinrichtungen und Entmündigungsstrukturen nicht bloß unsichtbar zu machen, sondern sie tatsächlich abzuschaffen. Wenn wir uns also nach vier Jahren harter Arbeit mit einer großen Feier am 23. Mai endgültig vom Karl-Witte-Haus verabschiedet haben, dann wissen wir, dass wir auch mit den neuen Wohnungen und Beschäftigungsangeboten noch nicht am Ziel, sondern weiterhin auf dem Weg sind. Zukünftig wollen wir die Menschen in den Stadtteilen darin unterstützen, sich auf neue Begegnungen einzulassen, Verantwortung zu übernehmen und neue Formen des Miteinanderlebens und -arbeitens schätzen zu lernen.

Auch wenn wir mit dem Dezentralisierungsprozess des Karl-Witte-Hauses jetzt also noch am Anfang stehen, verhehlen wir nicht unseren Stolz, dass wir gemeinsam mit den ehemaligen Bewohnern des Hauses den ersten Schritt geschafft haben. Ihnen gilt in erster Linie unser Dank. Vielen ist der Umzug nicht leicht gefallen, er bedeutete große Veränderungen des Alltags und ihrer zum Teil mühsam ausgetüftelten Tagespläne. Wir haben aber an vielen Beispielen erlebt, dass jeder Umzug eine Chance bedeutete. Häufig war er die Initialzündung, mutige Schritte zu gehen und neue Ziele ins Auge zu fassen. Unser Dank gilt ebenso den Eltern, Angehörigen und gesetzlichen Betreuern, die den ehemaligen Bewohnern umfangreiche Hilfestellung und Beratung gegeben haben. Ohne deren Unterstützung wäre die Umsetzung des Schließungsprojektes sehr viel schwieriger gewesen.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie die Leitungskräfte im Karl-Witte-Haus und in HamburgStadt haben gemeinsam ein ganzes Stück Arbeit geleistet. Ohne die professionelle Koordination und Unterstützung durch die Mitglieder des vierjährigen Auszugsprojektes „Karl-Witte-Haus“ aber wäre der Prozess in vier Jahren nicht so erfolgreich zu bewältigen gewesen. Auch ihnen möchten wir herzlich danken.

„Man muss schließlich Ziele haben!“, sagt Edmund Riebe am Ende dieses Buches. Die Ziele des Europäischen Jahres der Menschen mit Behinderung, an dessen Ende diese Dokumentation erscheint, lauten: „Teilhabe verwirklichen – Gleichstellung durchsetzen – Selbstbestimmung ermöglichen“. Für diese Ziele wollen wir uns mit allen Kräften und gemeinsam mit Ihnen weit über dieses Jahr hinaus einsetzen.



*Birgit Schulz,
Leiterin des Geschäfts-
bereichs HamburgStadt*



*Wolfgang Kraft,
Vorstand der Evangelischen
Stiftung Alsterdorf*

30 Jahre Karl-Witte-Haus – eine Kurzgeschichte

Das Karl-Witte-Haus war Teil eines umfassenden Bauprogramms, das der damalige Leiter der Alsterdorfer Anstalten, Hans-Georg Schmidt, kurz nach seiner Amtseinführung im Jahr 1968 ankündigte. Mit Neu- und Umbauten auf dem Anstaltsgelände wollte er die Nachfrage nach Heimplätzen decken. „Zu viele geistig und körperlich Behinderte müssen auf Hilfe und Fürsorge warten, weil die dafür erforderlichen Heime fehlen“, schreibt er in einer Selbstdarstellungsbroschüre in den 70er Jahren. 15 Millionen Mark kostete das Großprojekt, finanziert aus Mitteln der Sozialbehörde, der Hamburgischen Landeskirche, Spenden und Krediten von mehr als sechs Millionen Mark.

Karl Witte (1893 – 1966)

Mit Pastor Karl Witte wurde ein ehemaliger Hauptpastor der Hamburger St-Petri-Kirche und Bischoff von Hamburg zum Namensgeber des Neubaus gewählt, der sich in seiner Haltung als konservativer Lutheraner mit dem damaligen Anstaltsleiter Hans-Georg Schmidt traf. Witte werden „Selbstdisziplin, Ausdauer, Pflichttreue und Mut“ zugeschrieben. Er sei „schlicht und anspruchslos für sich selbst, bis zuletzt aber im Einsatz für andere“ gewesen. Bis in die 80er Jahre hinein spielte die eigene NS-Vergangenheit in der offiziellen Geschichtsschreibung der Alsterdorfer Anstalten keine Rolle. So war die Nähe Wittes zu völkischen Ideologien kein Hinderungsgrund für die Namensgebung. Karl Witte arbeitete während der Zeit des Nationalsozialismus mit völkischen Gruppierungen zusammen und wurde trotz mehrfacher Konflikte mit den NS-Behörden von diesen als „politisch zuverlässig“ eingeschätzt. (Quelle: Bautz, Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. XIII, 1998)

Das Karl-Witte-Haus steht nicht nur für den Ausbau der Anstalt in den 70er Jahren. Mit dem Neubau wurde die Wohnsituation der Bewohner damals erheblich verbessert. Mussten sie sich in den alten Baracken auf dem Gelände meist ein Zimmer mit 30 anderen so genannten „Pflegerinnen“ teilen, konnten sie im Karl-Witte-Haus Vierbett-, Zweibett- und einige Einzelzimmer beziehen. Die Wohngruppen hatten eigene Badezimmer, Wohn- und Essräume.

Ein Segen für die soziale Arbeit

Der Hamburger Senator Ernst Weiss zur Grundsteinlegung des Karl-Witte-Hauses am 28. Nov. 1970: „Der Grundstein, der hier gelegt wird, ist ein Grundstein für den Bau einer Einrichtung, in der in elementarster Weise sozialbezogene Bildungsarbeit für geistig und körperlich behinderte Menschen geleistet werden soll. Trotz vielem, was geschah, fehlen in Hamburg noch viele Einrichtungen, in denen Wiedereingliederungsarbeit für diesen Teil unserer Bevölkerung geleistet werden kann ... die 309 Pfleglingsplätze, die hier entstehen sollen, sind ein Segen für die soziale Arbeit gegenüber geistig und körperlich Behinderten, bleiben aber weiter ein Tropfen auf den heißen Stein.“

Neubau im Krankenhausstil

Architektonisch lag das Büro Hinrich + Peter Hilmer, von dem die Entwürfe für das Karl-Witte-Haus stammen, im Trend der 60er und 70er Jahre. In anderen Hamburger Wohngebieten, zum Beispiel in Steilshoop, Mümmelmannsberg oder am Osdorfer Born wurden zu dieser Zeit ähnliche Häuser gebaut, die den heutigen Betrachter eher an Unterbringung denn an Wohnen denken lassen.

Das Karl-Witte-Haus ist wie ein Krankenhaus gebaut und zeugt so auch von der damaligen Dominanz der Mediziner in der Behindertenhilfe. Gezählt wurden die Betten, die dort untergebracht werden konnten, und nicht die Menschen, die in dem Haus ein neues Zuhause finden sollten.

„Nach Abschluss der letzten Bauphase werden in dem Gebäude 309 Betten stehen. Im Erdgeschoss des Haupthauses ist die Krankenabteilung untergebracht. Sie bietet Platz für drei Pflegegruppen mit je 13 Betten. Die Pflegegruppen sind aufgeteilt in vier Zimmer mit je drei Betten und ein Zimmer mit einem Bett. In den Obergeschossen, die über ein zentrales Treppenhaus mit drei Bettenaufzügen und einem Personenaufzug zu erreichen sind, befinden sich die einzelnen Abteilungen mit jeweils 45 Betten. Jede Abteilung besteht aus drei Gruppen mit je 15 Pfleglingen. Jede Gruppe hat drei Zimmer immer mit vier Betten, ein Zimmer mit zwei Betten und ein Zimmer mit einem Bett, außer den Schlafräumen einen eigenen Tagesraum, einen eigenen Wasch-, WC- und Schmutzraum und, auf dem Flur, einen Wäsche- und Kleiderschrank für jeden Pflegling.“
(Selbstdarstellungsbroschüre „Alsterdorfer Anstalten“ aus den 70er Jahren)

1973 wurde das neue „Kranken- und Pflegehaus“ unter der Leitung eines Arztes eröffnet. Es gehörte zum männlichen Teil des Anstaltsgeländes, der bis in die 70er Jahre hinein streng vom weiblichen Teil getrennt war. 150 Männer sollten, so die damalige Planung, neu in den Alsterdorfer Anstalten aufgenommen werden, die andere Hälfte der rund 300 Plätze wurde an Männer aus anderen Häusern vergeben.

Die „Pfleglinge“ wurden in erster Linie von Krankenpflegern, Pflegehelfern und Schwestern betreut, bis allmählich die Heilpädagogik und die Verhaltensforschung Einzug in die Behindertenhilfe hielten. 1972 eröffnen die Alsterdorfer Anstalten die Schule für Heilerziehungspflege. Die Heilerzieher sollten in den Einrichtungen zukünftig leitende Positionen einnehmen. Sie wurden gesehen als zukünftige „alle Maßnahmen koordinierende und leitende Bezugspersonen für die Behinderten.“

Alltag im Karl-Witte-Haus

Nachdem die Krankenabteilung in den benachbarten Eichenhof verlegt war, wurde im Erdgeschoss eine geschlossene Abteilung eingerichtet. Im zweiten Stockwerk etablierte sich eine Seniorenabteilung. In den übrigen Abteilungen fanden sich gemischte Gruppen verschiedenen Alters und mit unterschiedlichen Pflegebedarfen zusammen.

Die sieben Abteilungen im Karl-Witte-Haus wurden unabhängig voneinander geleitet und pflegten ihren eigenen Stil. Auf dem 3. Stockwerk in der Station 17 c beispielsweise wurden die ersten jungen Heilerzieher eingestellt. „Das waren in den Augen der anderen Mitarbeiter die Revoluzzer, die immer alles mögliche Neue ausprobieren wollten“, weiß Klaus Cantzler, der letzte Leiter des Hauses, zu berichten.

*Auf den folgenden Seiten:
„Gemütliche Ecke“ in den 70er Jahren*





Bernd Bolte, damals Betreuer der Gruppe 53.2, berichtet aus dem Alltag der Gruppe im Erdgeschoss des Karl-Witte-Hauses: „Auf der so genannten Pflegestation für 15 Männer mit Schwer- und Mehrfachbehinderungen waren wir zwei, zeitweise auch mal drei Betreuer. Vormittags haben wir die Menschen aus den Betten geholt, gewaschen, angezogen, dann gab es Frühstück. Danach haben wir die Betten gemacht, aufgeräumt, dann gab es Mittagessen. Damals gab es noch keine Windeln. Die Bewohner trugen ein Oberhemd und eine Schlafanzug hose aus der Spende. Das war's. Eigentlich ging der ganze Tag damit vorbei, die Menschen zu waschen und wieder anzuziehen. Die Pflege stand eindeutig im Vordergrund. Das ging viele Jahre so, bis ein Zivildienstleistender hier Windeln aus Amerika einführte. Das war wunderbar. Statt sieben-, acht-, neunmal am Tag mussten wir die Menschen nur zwei- oder dreimal umziehen. Da wurde das Leben natürlich ein bisschen leichter, und wir konnten zum Beispiel auch mal rausgehen. In dieser Zeit haben wir darum gekämpft, einen Garten zu bekommen.“

In den 80er Jahren führten Druck von außen durch die Öffentlichkeit und die Behörde sowie Protest der Mitarbeiter zu umfangreichen Reformen in der Stiftung. Auch die Karl-Witte-Häusler haben immer wieder versucht, das Beste aus dem Zweckbau herauszuholen.

Die Baupläne aus den verschiedenen Jahren dokumentieren verschiedene Umbaumaßnahmen. Sie hatten das Ziel, den Menschen mehr Privatsphäre und Wohnlichkeit zu bieten. Die Gruppen wurden erheblich verkleinert. Die Großzimmer für vier oder fünf Bewohner, die Schmutz- und Umkleideräume wurden in Ein- und Zweibett-Zimmer umgewandelt. Ende der 80er Jahre wohnten in dem sechsstöckigen Gebäude noch mehr als 200 Menschen.

Abschied vom Anstaltswesen

Das Aus für das Karl-Witte-Haus kommt mit dem städtebaulichen Entwicklungsplan, der 1999 von der Stiftung verabschiedet wurde. Die Anstalt soll endgültig verschwinden, das Gelände mit dem Stadtteil Alsterdorf zusammenwachsen. Mittelpunkt ist der neu entstehende Alsterdorfer Markt mit Büros, Arztpraxen, zahlreichen Einkaufs-, Gastronomie- und Kulturangeboten, der am 19. Oktober 2003 eröffnet wurde.

Mit dem Einzug der Stadt auf das Gelände sollen die Menschen mit Behinderung in das städtische Leben integriert werden. Sie sollen in Anlehnung an das Konzept „Community Care“ selbstbestimmt und mit der dafür notwendigen individuellen Unterstützung in dem von ihnen gewählten Stadtteil leben können. Immer mehr Menschen verlassen das Gelände und ziehen in Wohnungen und Wohnprojekte des Geschäftsbereiches HamburgStadt.

Mit den heutigen Anforderungen konnte das Karl-Witte-Haus trotz aller inhaltlichen und baulichen Verbesserungen nicht mithalten. „Die inhaltliche Ausrichtung unserer Arbeit erfordert Wohnraum, der individuelle Lebensformen und eine angemessene Lebensbegleitung zulässt. Dieses Ziel ist im Karl-Witte-Haus nicht zu ver-

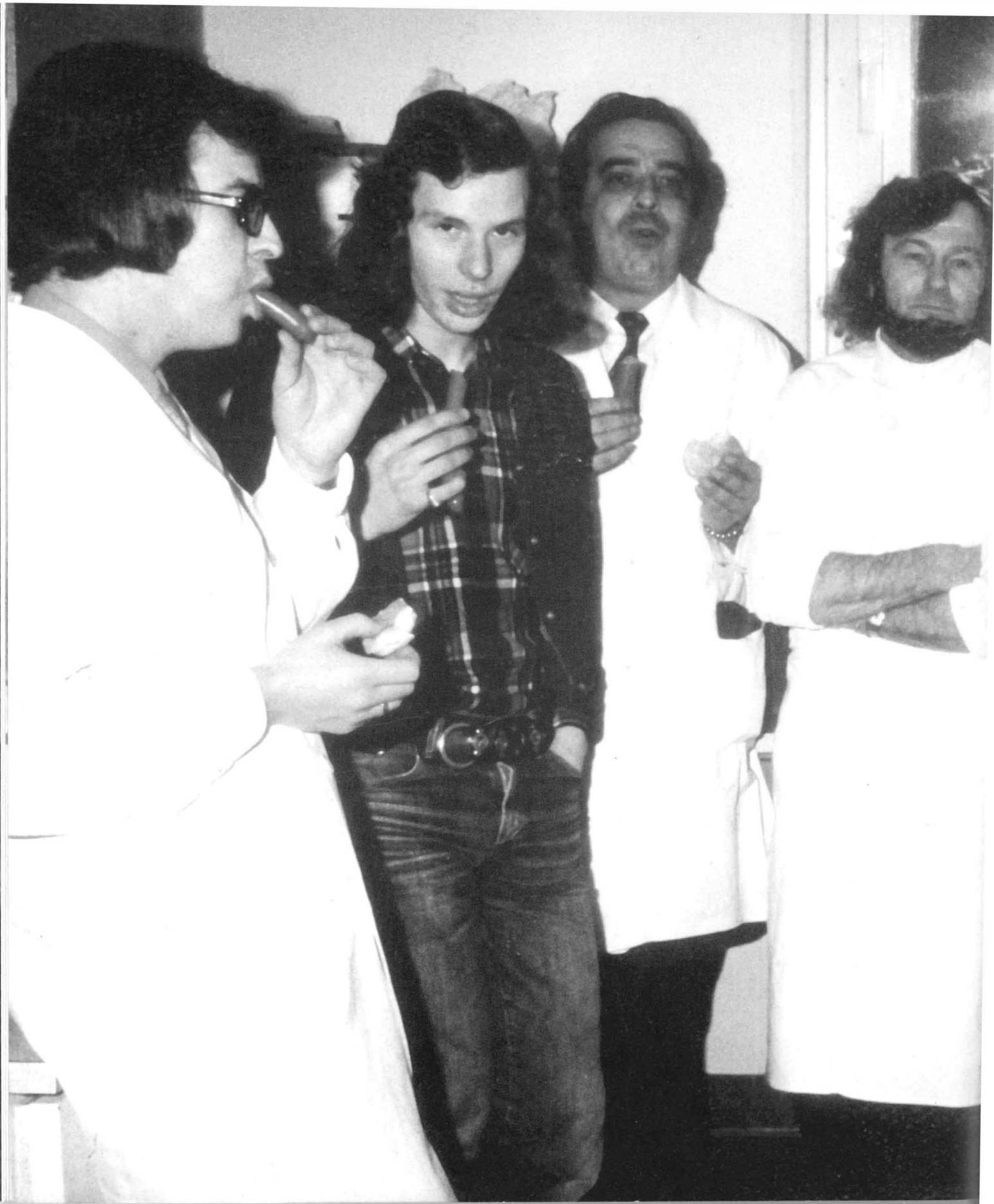
Ein Tag im Karl-Witte-Haus

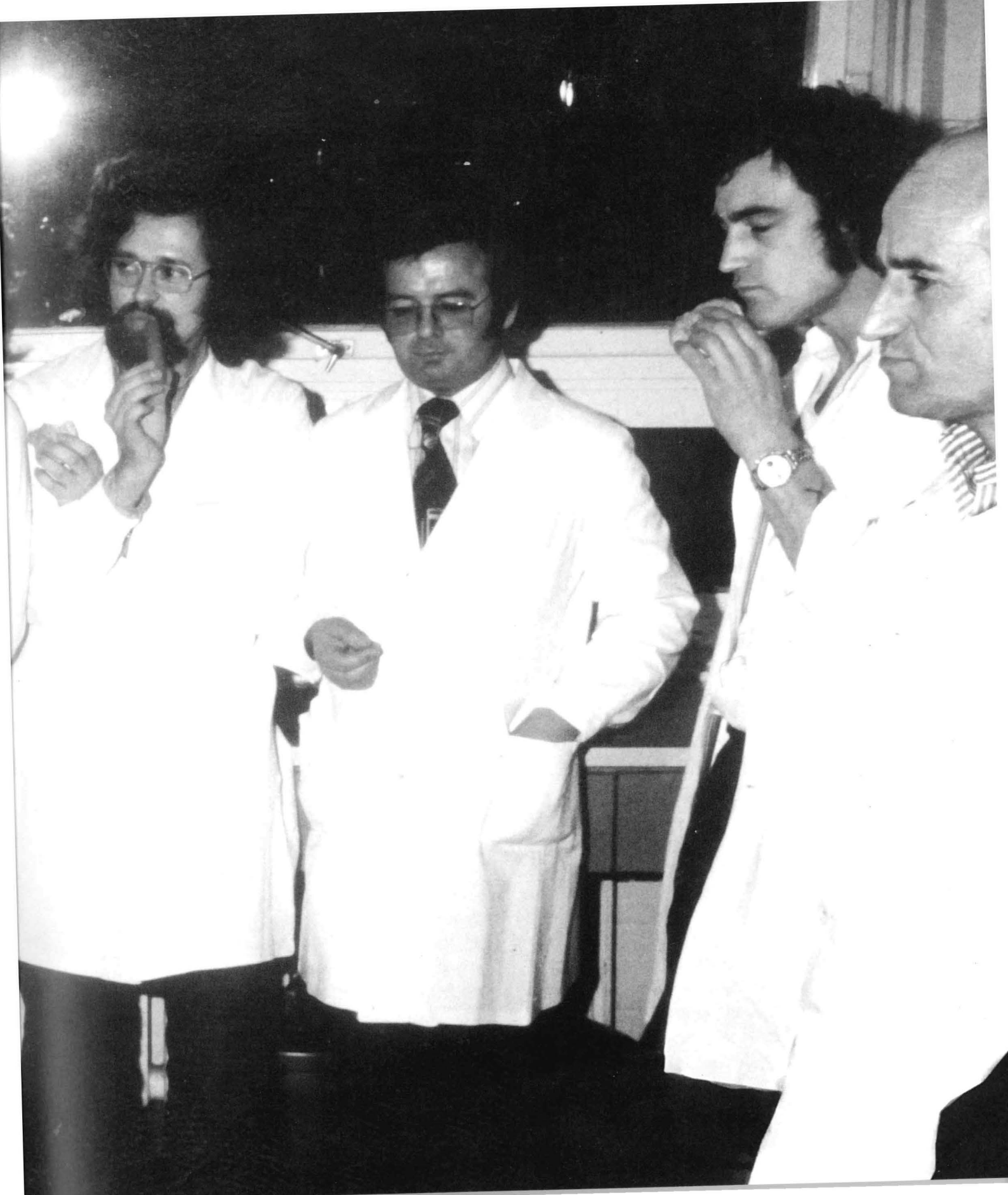
06:30	Frühdienst weckt uns
06:45	Alle nacheinander in die Wanne Einige werden geduscht
07:30	Frühstück ist fertig geschmiert
08:00	Einige Bewohner werden zur Tagesförderung gebracht Andere legen sich wieder hin Der Rest hängt rum Irgendjemand flippt aus
10:00	Es gibt etwas zu trinken
10:30 bis 11:30	Toilettengänge oder Windelwechsel
12:00	Mittagessen
12:30	Mittagsruhe
14:00	Toilettengänge
15:00	Kaffee und Keks
15:30	Bewohner werden von der Tagesförderung zurückgebracht
16:00	Musik hören und rumhängen. Manchmal gibt's Streit
18:00	Abendbrot
19:00	Schlafanzug anziehen
19:30	Fernsehgucken
21:00	Nachtwache kommt
21:30	Nachtruhe

*Auf den folgenden Seiten:
Impressionen aus dem
Karl-Witte-Haus*

(Dokumentiert für die Ausstellung anlässlich der Abschiedsfeier vom Karl-Witte-Haus am 23.05.03)







Stationen des Auszugsprojektes

Januar 1999

Der Vorstand der Evangelischen Stiftung Alsterdorf beschließt, das Karl-Witte-Haus zu schließen.

168 Bewohner sollen ein neues Zuhause und 110 Mitarbeiter einen neuen Arbeitsplatz finden. Das Karl-Witte-Haus wird vom Geschäftsbereich HamburgStadt übernommen. Zunächst für zwei Jahre wird das Auszugsprojekt ins Leben gerufen.

Frühjahr 1999

Das Schließungsvorhaben wird öffentlich bekannt gemacht und löst lautstarken Protest bei den Mitarbeitern und den Angehörigen sowie Ungläubigkeit bei den Klienten aus.

Dezember 1999

Die ersten Bewohner des Karl-Witte-Hauses ziehen um. Sie beziehen ein neues Wohnprojekt in der Netzestraße im Stadtteil Lurup.

Januar 2000

Die „alsterPalette“ mit neuen Beschäftigungsangeboten in Harburg wird in Betrieb genommen.

April 2000

Als Teil des Auszugsprojektes startet das Projekt „Beschäftigungs- und Wohnangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten“.

Ende 2000

Etwa 5 Personen sind im Laufe des Jahres in bestehende Wohnhäuser umgezogen.

Frühjahr 2001

Die Auszügler haben die Wahl zwischen den neu eröffneten Wohnprojekten im Moorbekring in Volksdorf und in der Marckmannstraße in Rothenburgsort. Im Moorbekring wird vorübergehend ein kleines Tagesförderstättenangebot

als Außenstandbein des BeatClubs, der Tagesförderstätte im Karl-Witte-Haus, eröffnet.

Mai 2001

Mit den „Stadtwörkern“ startet ein weiteres innovatives Arbeitsangebot im Rahmen des Auszugsprojektes. Der Bereich „Arbeit und Beschäftigung“ gewinnt zunehmend an Relevanz.

Oktober 2001

Die Zuständigen für die Bezirke (Teilbereichsleiter) im Geschäftsbereich HamburgStadt übernehmen jeweils die Verantwortung für einen oder zwei Verbünde (Stockwerke) aus dem Karl-Witte-Haus.

Dezember 2001

Etwa 15 Personen sind im Laufe des Jahres in bestehende Wohnhäuser umgezogen. In der Manshardtstraße entstehen neue Bildungs- und Beschäftigungsangebote.

Ende 2001

93 Bewohner und 95 Mitarbeiter suchen noch nach einer zufrieden stellenden Perspektive. Das Projekt wird bis Ende 2002 verlängert.

Januar 2002

Das Wohnprojekt Zollstraße wird eingeweiht. 17 Männer und Frauen genießen heute ihr eigenständiges Leben in Wentorf bei Hamburg.

Februar 2002

Das Binnenmodernisierungs-Projekt „Personalplanung im Karl-Witte-Haus“ (BIMO) soll die Suche nach geeigneten Arbeitsplätzen für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Karl-Witte-Haus unterstützen. Bis September 2002 kann es Bewegung in die Personalplanung bringen.

August 2002

Auf dem Stiftungsgelände werden die vier neuen Apartmenthäuser fertig gestellt. 10 Bewohner des Karl-Witte-Hauses wollen auf dem Stiftungsgelände wohnen bleiben und ziehen in eines der 48 Apartments.

Ende 2002

Im Lüttkamp finden 10 Personen aus dem Karl-Witte-Haus ein neues Zuhause. Im Erdgeschoss des Projektes wird Anfang 2003 eine Tagesförderstätte für Klienten aus dem Bezirk Altona eingerichtet. Ungefähr 20 Personen können in neue Wohnangebote in bestehenden Stadtteilhäusern vermittelt werden.

Februar 2003

Der erste Bauabschnitt des Wohnprojektes im Braamkamp wird bezogen. Das Besondere: Auf Wunsch können die Bewohner den Mietvertrag für ihre Wohnung nach einer Eingewöhnungszeit selbst übernehmen.

März 2003

Im Ratsmühlendamm mitten in Fuhlsbüttel wohnen jetzt sieben Männer mit Unterbringungsbeschluss. In die Bebelallee ziehen 7 weitere Bewohner des Karl-Witte-Hauses.

April 2003

Das vorerst letzte Wohnprojekt im Rahmen des Auszugsprojektes wird in der Billstedter Hauptstraße eröffnet. 4 Menschen mit Unterbringungsbeschluss ziehen mit 7 behinderten Menschen aus dem Stadtteil zusammen.

Frühjahr 2003

Es ziehen noch einige Menschen in bestehende Wohnangebote.

23. Mai 2003

Mehr als 300 ehemalige Bewohnerinnen und Bewohner, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Angehörige und Freunde verabschieden sich mit einer großen Feier und einer Ausstellung vom Karl-Witte-Haus.

Ende Mai 2003

Das Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus ist abgeschlossen.

Eine Frage der Organisation – Strukturen des Auszugsprojektes

Zum 1. Januar 1999 wechselte das Karl-Witte-Haus vom Geschäftsbereich AlsterDorf, der für das Stiftungsgelände zuständig ist, in die Verantwortung von HamburgStadt. In den Wohn- und Beschäftigungsangeboten im gesamten Hamburger Stadtgebiet sollten die 168 Bewohner und 110 Mitarbeiter des Karl-Witte-Hauses ein neues Zuhause beziehungsweise einen neuen Arbeitsplatz finden.

Der Geschäftsbereich HamburgStadt in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf
HamburgStadt wurde Mitte der 90er Jahre als eigenständiger Bereich der Evangelischen Stiftung Alsterdorf unter der Leitung von Birgit Schulz gegründet. Ziel des Bereiches ist es, behinderte Menschen darin zu unterstützen, in Stadtteilen ihrer Wahl gleichberechtigt leben und arbeiten zu können. Die Aufgabe von HamburgStadt besteht darin, ihnen die hierfür erforderliche Beratung und Assistenz zur Verfügung zu stellen. 750 Menschen nehmen die Unterstützung von HamburgStadt bereits in Anspruch: Sie erhalten ambulante Assistenz im eigenen Wohnraum oder wohnen in einem der 33 über die ganze Stadt verteilten Wohnangebote. Die von HamburgStadt betriebenen bezirklichen Beschäftigungsangebote werden derzeit von 115 behinderten Menschen in Anspruch genommen. Hinter den vielfältigen Angeboten stehen mittlerweile mehr als 650 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Das Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus

Für HamburgStadt bedeutete das Dezentralisierungsvorhaben eine hohe Verantwortung und gleichermaßen eine große Herausforderung. Mit der Unterstützung und Koordination der Umzüge wurde das „Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus“ betraut. Klaus Cantzler, der für das Karl-Witte-Haus und seit 1999 auch für die Angebote in Harburg zuständig war, übernahm die Leitung des Projektes. Als Projektmitarbeiter waren Claudia Orgaß und Bernd Bolte mit der Umsetzung des Projektes beauftragt. Nach dem ersten Jahr kam Horst Wallrath hinzu, um für die Menschen mit herausforderndem Verhalten Wohn- und Beschäftigungsmöglichkeiten zu schaffen. Die Aufgaben des Projektteams waren weit gefasst: Die Projektmitarbeiter sollten bei der Entwicklung neuer Wohnprojekte, bei der Vermittlung von Bewohnern auf neue Wohnplätze und bei der Suche nach Arbeitsplätzen für die Mitarbeiter unterstützen. Sie waren zuständig für den Informationsfluss zwischen allen Beteiligten und die Dokumentation der Projektarbeit.

Die Ziele des Auszugsprojekts

- Jede Bewohnerin und jeder Bewohner soll eine ihr/ihm angemessene Wohnung außerhalb des Karl-Witte-Hauses finden. Diese soll unter Berücksichtigung des wirtschaftlichen Rahmens ihren/seinen individuellen Wünschen und Bedürfnissen weitgehend entsprechen.
- Jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter soll einen Arbeitsplatz finden, der wirtschaftliche und fachliche Erfordernisse berücksichtigt und persönliche Wünsche einbezieht.
- Das Auszugsprojekt sorgt für umfassende Information und Beteiligung der Mitarbeiter und Bewohner.

„Insgesamt haben wir die Komplexität des Vorhabens zunächst unterschätzt“, sagt Bernd Bolte. „Vielleicht ist das auch gut so. Sonst hätten wir uns wahrscheinlich weniger engagiert auf das Projekt eingelassen.“ Den Anfang machte das Selbststudium von Unterlagen und Büchern zum Projektmanagement. Daraus entstand für das erste Jahr ein enger Zeitplan mit vielen Details. „Bis auf drei oder vier haben wir alle Punkte abgearbeitet.“

Projektarbeit ist im Wesentlichen durch die Einmaligkeit der Bedingungen gekennzeichnet, durch klare Zielvorgaben, zeitliche, finanzielle und personelle Begrenzungen. Von großer Bedeutung sind die Einbindung des Projektes in die Gesamtstruktur der Organisation sowie klare Kommunikations- und Entscheidungswege.

Aus der Theorie:

Wodurch ist ein Projekt gekennzeichnet?

Im Wesentlichen durch

- *meist komplexe Aufgabenstellung mit Risiko und einer gewissen Einmaligkeit*
- *eindeutige Aufgabenstellung, Verantwortung und Zielsetzung; Zielorientierung*
- *zeitliche Befristung*
- *begrenzten Ressourceneinsatz (Zeit, Geld, Personal etc.)*
- *eine besondere, auf das Vorhaben abgestimmte Organisation*
- *interdisziplinäre Zusammenarbeit*

Das Auszugsprojekt war zunächst auf zwei Jahre, also bis Ende 2001, angelegt, ohne dass der Gesamtprozess deshalb auf diesen Zeitraum begrenzt war. Schnell war klar, dass die Zeit nicht ausreichen würde, und der Abschlusstermin für das Projekt wurde auf Ende 2002 avisiert.

Trotzdem entwickelte sich das Auszugsprojekt zögerlich. 93 Bewohner und 95 Mitarbeiter hatten Mitte des Jahres 2001 noch keine zufrieden stellende Perspektive. Um dem Prozess weiter Auftrieb zu geben, entschloss sich das Leitungsteam von HamburgStadt in der zweiten Hälfte des Jahres 2001, die sechs Verbünde (Stockwerke) des Karl-Witte-Hauses den fünf bezirklich orientierten Teilbereichen von HamburgStadt zuzuordnen. Deren Leitungen waren in der Folge dafür verantwortlich, dass die Bewohner und Mitarbeiter ‚ihrer‘ Stockwerke eine neue Wohnung bzw. einen neuen Arbeitsplatz finden würden, ob in ihrem Stadtteil oder woanders. Der Altonaer Teilbereich hat beispielsweise das Erdgeschoss übernommen, der Bergedorfer Teilbereich den vierten Stock.

Alle Beteiligten sind sich einig: „Die Zuordnung der Verbünde zu den Bezirken hat den Knoten gelöst.“ Die Verantwortung wurde in kleinere, zu bewältigende Aufgabenpakete unterteilt und war denen konkret zugeordnet, die in den Bezirken etwas bewegen können. Mit der klaren Zuordnung haben die Verbundsleitungen, aber auch die einzelnen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter feste Ansprechpartner bekommen. In regelmäßigen Treffen haben sich die Teilbereichs- und Verbundsleitungen mit den Mitarbeitern des Auszugsprojektes ausgetauscht, die den Prozess als Dienstleister organisiert und durch umfassende Information und Kommunikation unterstützt haben. So konnten sich zwischen den Menschen im Karl-Witte-Haus und den Hamburger Stadtteilen persönliche Kontakte entwickeln.

Woman- and Men-Power – die Projektmitglieder

Das Auszugsprojekt wurde von einem vierköpfigen Team geleitet, unterstützt und vorangetrieben. Das Team bringt vielfältige Erfahrung in der Arbeit für behinderte Menschen und große Kenntnis unterschiedlicher Bereiche der Evangelischen Stiftung Alsterdorf mit.

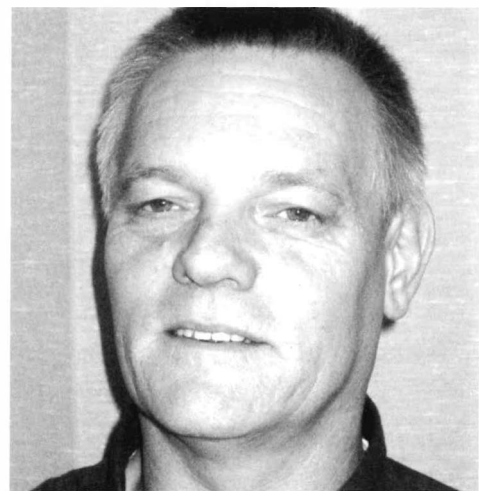
Claudia Orgaß, 44 Jahre alt, in Hamburg geboren, zog es Anfang der 80er Jahre für fünf Jahre nach Berlin, wo sie erste Erfahrung in der Arbeit für behinderte Menschen sammelte. Als Mitarbeiterin in einer Wohngruppe im Carl-Koops-Haus kam sie Mitte der 80er Jahre nach Alsterdorf. 1990 hat sie die Leitung einer Wohngruppe übernommen, bevor sie sich dem Team der Qualitätsbeauftragten in der Stiftung anschloss. Es folgte das Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit im Auszugsprojekt war die Entwicklung neuer Wohnangebote und die Unterstützung und Begleitung der Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses. Das erfolgreich abgeschlossene Projekt hat sie mit motiviert, ihr Mitte der 90er Jahre begon-

nenes Studium der Diplom-Pädagogik wieder aufzunehmen und ihre fachliche Kompetenz zu erweitern. Neben dem Studium arbeitet Claudia Orgaß im Beratungsbüro Eimsbüttel.

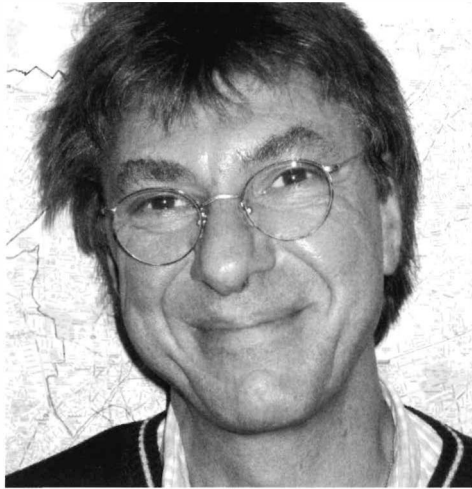
Bernd Bolte, 50 Jahre alt, in Bremen geboren, ist 1981 in die Evangelische Stiftung Alsterdorf eingestiegen. Er machte die dreijährige Ausbildung zum Heilerziehungspfleger, bevor seine Laufbahn im Karl-Witte-Haus begann. Dort hat er zunächst im Gruppendienst einer Station im Erdgeschoss gearbeitet, dann ist er Gruppenleiter geworden. Mitte der 80er wurde er Verbundsleiter im dritten Stock des Hauses. 1999 wechselte er in das Auszugsprojekt. Dort war Bernd Bolte insbesondere zuständig für die Vermittlung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf neue Arbeitsplätze, ihre Begleitung und Unterstützung beim Wechsel in die Stadtteile. Nachdem das Karl-Witte-Haus geschlossen war, hat Bernd Bolte das Tagesförderprojekt „Haus + Garten“ in Eimsbüttel mit aufgebaut, in dem er heute tätig ist.



Claudia Orgaß



Bernd Bolte



Horst Wallrath

Horst Wallrath, 50 Jahre alt, in Lübeck geboren, hat im November 1971 als Pflegehelfer in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf angefangen. Von 1972 bis 75 hat er die Ausbildung zum Heilerzieher an der gerade gegründeten Fachschule für Heilerzieher absolviert. Es folgten einige Monate als Oberpfleger im Karl-Witte-Haus, bevor er in die Kirchengemeinde Osdorfer Born wechselte. Dort war er als Gruppenleitung, dann als Leitung einer Sondergruppe dafür zuständig, diese in eine Regelgruppe zu überführen. Bevor Horst Wallrath zum Schließungsprojekt kam, war er mit dem Aufbau und der Leitung der Schönburg, einem Wohnhaus für Menschen mit herausforderndem Verhalten der Stiftung „Das Rauhe Haus“, betraut. Im Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus war Horst Wallrath zuständig für die Entwicklung neuer Wohn- und Beschäftigungsangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten. Heute leitet er das Wohnhaus Lerchenstieg im Bezirk Altona.



Klaus Cantzler

Klaus Cantzler, 50 Jahre alt, gebürtiger Hamburger, hat Anfang der 70er Jahre seinen Zivildienst in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf absolviert. Nach dem Abschluss einer Krankenpflegerausbildung übernahm er im Jahr 1979 die Leitung der Zentralnachtschwache, später des Servicebereiches Nacht. Zwischen 1997 und 1999 war er Leiter des Karl-Witte-Hauses, bevor er mit dem Wechsel des Hauses zu HamburgStadt auch die Teilbereichsleitung für Harburg übernommen hat. Als Leiter des Projektteams war Klaus Cantzler insbesondere für die Planung, die Koordination und für die übergreifende Vernetzung des Projektes verantwortlich. Außerdem war er zuständig für neue Kontakte zu Bauträgern und Vermietern und für die Suche nach neuen Mietobjekten. Seit 2001 ist er als Teilbereichsleiter für die Weiterentwicklung der Angebote in den Bezirken Eimsbüttel und Harburg zuständig.

Alle müssen dagegen sein

Widerstand gegen die Schließung des Karl-Witte-Hauses

Das Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus ging Anfang des Jahres 1999 mit einer großen Informationsveranstaltung für alle Bewohner, Mitarbeiter, Angehörigen und gesetzlichen Betreuer an die Stiftungsöffentlichkeit. Mehr als 100 Besucherinnen und Besucher wurden von der Nachricht überrascht, dass das Karl-Witte-Haus innerhalb der nächsten Jahre leer gewohnt werden sollte. „Nur eine Handvoll Leute hat das spontan gut gefunden. Die anderen fanden es absolut nur schrecklich“, erinnert sich Claudia Orgaß an den Aufruhr, welcher der Infoveranstaltung folgte.

Es ist erlaubt, dass alle dagegen sind.

„Wenn Sie also tatsächlich Deinstitutionalisierung wollen, müssen Sie wissen, dass Sie sich damit nichts als Ärger einhandeln und sich alle Leute zu Gegnern machen. Alle müssen dagegen sein. Und es ist erlaubt, dass alle dagegen sind. Das ist das Schlimme an der Sache. Die Mitarbeiter müssen dagegen sein dürfen, weil sie plötzlich ganz andere Dienstzeiten kriegen, mobil sein müssen und auch unbequeme Dienstzeiten haben werden. ... Die Angehörigen und Betreuer müssen noch massiver dagegen sein. Die können nun ja wirklich nicht wollen, dass die netten Behinderten, die hier so ordentlich und gut untergebracht sind, irgendwo in der Gegend,

in der freien Wildbahn leben und die Wohnung betreten können, wann sie wollen. ... Und letztlich werden selbst viele Bewohner dagegen sein müssen, weil sie das nicht anders kennen.“

Klaus Dörner

(In: Dokumentation der Tagung „Auf zu neuen Ufern“ in der Stiftung Haus Lindenhof, Schwäbisch-Gmünd, Oktober 2001)

Gegen den Beschluss des Vorstandes, das Karl-Witte-Haus nicht länger für Wohnzwecke zu nutzen, konnte niemand etwas ausrichten. Die Menschen mit Behinderung, die Mitarbeiter, gesetzlichen Betreuer und Angehörigen antworteten mit Unverständnis, Unglaube und Angst. Daran änderte auch die mehrfache Zusage des Vorstandes nichts, dass jeder, der wolle, weiterhin auf dem Zentralgelände der Stiftung wohnen und arbeiten könne.

Widerstand ist eine notwendige Begleiterscheinung jedes Entwicklungsprozesses. Darauf war das Auszugsteam eingestellt: „Die damalige Organisationsentwicklerin der Stiftung hat uns einen langen Vortrag über Widerstand gehalten. Alles, was sie gesagt hat, ist eingetreten.“ Trotzdem rief die teilweise massive Ablehnung bei den Mitgliedern des Auszugsprojektes immer wieder Ungeduld, Ärger und Frust hervor: „Wir hatten eben doch gehofft, dass der Schließungsbeschluss Konsens wäre.“ Mit der Zeit haben sie sich ein dickes Fell zugelegt, um die Abwehr nicht persönlich zu nehmen.

Horst Wallrath betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung eines guten Teams: „Wir konnten uns aufeinander verlassen. Regelmäßiger Austausch, Arbeitsteilung und persönlicher Rückhalt waren selbstverständlich und mehr als hilfreich.“

Der Schritt ins Unbekannte

Für die Menschen mit Behinderung war es nach manchmal mehreren Jahrzehnten in der Anstalt oft schwierig, sich das „Draußen“ vorzustellen. Der Umzug in die Stadt bedeutete, sich neuen Aufgaben zu stellen, das Leben mit allen seinen Herausforderungen anzunehmen. Trotzdem war es für Claudia Orgaß der vergleichsweise leichtere Teil der Arbeit, die betroffenen Männer und Frauen zu überzeugen: „An der Stelle, wo die Bewohner selbst an dem Auszugsprojekt beteiligt waren, hat es am besten geklappt.“ Ungleich schwieriger war es, die Mitarbeiter, Angehörigen und gesetzlichen Betreuer für das Vorhaben zu gewinnen.

Sind wir dann immer noch Alsterdorfer?

Kommentare der Menschen mit Behinderung aus dem Karl-Witte-Haus:

Kommst du mich dann mal besuchen?

Dann kriege ich ein eigenes Konto.

Wann werde ich verlegt?

Kann meine Mutter mich da besuchen?

Kommt mein Bett auch mit? Und mein Fernseher?

Kommen wir alle weg?

Gibt's da auch einen Treffpunkt?

Muss ich selber einkaufen?

Aber da kenne ich ja niemanden.

Gibt es da auch einen Friseur?

Die Angestellten haben nur gesagt, dass ich dann immer ganz alleine bin.

Ich habe mir die gelbe Wandfarbe ausgesucht.

Ich will, dass mir hier alle mein Geld geben.

Der Betreuer sagt, da gibt es keinen Kaffee.

Muss ich dann ganz alleine kochen?

So, das ist jetzt meine Wohnung.

Heute werde ich entlassen. Das hatte ich wirklich noch nie.

Ich will auch einen kleinen Kühlschrank für mich haben, für Joghurt.

Gibt's dann da auch eine Nachtwache?

Heute gehe ich zur Pforte und hole meine Papiere. Ich werde entlassen.

(Dokumentiert für die Ausstellung anlässlich der Abschiedsfeier vom Karl-Witte-Haus am 23. Mai 2003)

Alle müssen dagegen sein

Widerstand gegen die Schließung des Karl-Witte-Hauses

Das Karl-Witte-Haus stand in der informellen Hierarchie der Stiftung ziemlich weit unten. Nun warteten auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter neue Arbeitsplätze, neue Kollegen und neue Aufgaben im Bereich HamburgStadt, der in der Stiftung hoch angesehen ist. Entsprechend schlecht war das Selbstbewusstsein vieler Mitarbeiter, entsprechend groß ihre Angst und ihr Widerstand gegen die Veränderung. „Man kann den Bewohnern den Schutzraum nicht nehmen“, wurde gegen die Schließung mobilisiert. Ein Mitarbeiter wollte bis zu drei Monatsgehälter darauf verwetten, dass der Beschluss hoffentlich nicht umgesetzt würde. Ein anderer argumentierte: „Der Mann kann nicht ausziehen. Ich gehe doch erst in sieben Jahren in Rente!“

Demgegenüber fürchteten auch Mitarbeiter des Geschäftsbereiches HamburgStadt um ihre Routinen und Ordnungen. Einige bezweifelten, dass sich beispielsweise Bewohner mit hohem Unterstützungsbedarf in den Alltag der städtischen Häuser einfinden könnten. „Auch in HamburgStadt werden Gewohnheiten und Rituale nicht ständig hinterfragt. Da wurden die neuen Bewohner und Mitarbeiter anfangs teilweise als Störenfriede abgelehnt“, beschreibt Bernd Bolte. „Der oder die passt nicht in unsere Wohngruppe. Wir können ihn nicht integrieren“, wurde gegen Interessenten schon mal vorgebracht.

„Das Geheimnis des Könnens liegt im Wollen.“

So steht es auf einer Postkarte, die noch bis zum Schluss an der Wand des ehemaligen Büros von Verena Klein hängt: „Ich habe sie witzigerweise von einem Mitarbeiter geschenkt bekommen, der lange gegen die Schließung des Karl-Witte-Hauses war!“ Die Powerfrau übernahm die Leitung des Verbundes im sechsten Stockwerk im August 2000.

„Ich bin nur unter der Voraussetzung gekommen, das Karl-Witte-Haus leer zu wohnen. Meine Aufgabe war es, die schlechten Wohn- und Arbeitsverhältnisse abzuschaffen, was ich sehr gerne und ich denke mit Kompetenz umgesetzt habe. Ich wollte sowohl die BewohnerInnen als auch die MitarbeiterInnen soweit wie möglich parteilich und angemessen darin unterstützen, einen neuen Wohn- oder Arbeitsplatz zu finden. Um dies in die Tat umzusetzen, habe ich den Umzug zum täglichen Thema in der Arbeitsroutine gemacht – nicht etwa als Problem, sondern als positive und spannende Aufgabe, als Chance: Wo etwas Altes aufhört, fängt etwas Neues an! Ich habe das Vertrauen des Verbundes durch eine



klare und verbindliche, manchmal vielleicht auch harte Linie erworben und die oft hohe Motivation der MitarbeiterInnen für das Auszugsprojekt gewinnen können. Insgesamt hatte ich es als Externe sicherlich leichter als die Verbundsleitungen, die schon lange im Karl-Witte-Haus gearbeitet hatten und entsprechend eingebunden waren. Manche haben aber das Karl-Witte-Haus verteidigt wie Asterix und Obelix ihr kleines Dorf in Gallien – ironischerweise haben die Gallier aber Selbstbestimmung und Autonomie verteidigt, während manche MitarbeiterInnen im Karl-Witte-Haus eher Abhängigkeit und Fremdbestimmung bewahren wollten. Das ist schon paradox.

Bei jedem Umzug eines Bewohners und angesichts jedes leeren Zimmers habe ich mir die Hände gerieben und gehofft, dass sich auch Zweifeln allmählich in den Prozess einfinden. Es hat gedauert, aber ab Mitte 2001 kippte die Stimmung zugunsten des Projektes. Danach ging es dann mit den Wohn- und Arbeitsplatzwechseln konstruktiv und zügig voran.“

Verena Klein:

„Ich bin nur unter der Voraussetzung gekommen, das Karl-Witte-Haus leer zu wohnen.“

Als wichtige Teile des sozialen Netzwerkes der Bewohner sollten auch die Angehörigen und gesetzlichen Betreuer in die anstehenden Entscheidungen einbezogen werden. In vielen Fällen musste der Kontakt zwischen der Stiftung und den Familien jedoch erst wieder neu aufgebaut werden. Claudia Orgaß erzählt: „Viele Angehörige waren froh, ihr Kind gut versorgt zu wissen.“ Nun waren die Mütter, Väter, Geschwister oder Betreuer gefragt, die Männer und Frauen auf dem Weg in die größere Selbstständigkeit zu unterstützen. Die Unsicherheit war groß: „Wo bleiben unsere Kinder? Bleiben sie mit der jetzigen Gruppe zusammen? Wie wird in der Stadt ihr Schutz gewährleistet? Werden sie auch nach unserem Tod weiterhin gut betreut?“

Die Vorbehalte der Angehörigen und Assistenten haben die Ängste der Menschen mit Behinderung verstärkt. Eine pauschale, schnelle Lösung im Umgang mit Widerstand gibt es aber nicht. Er muss ernst genommen werden. Und er muss bearbeitet werden. Um ihn in positive Unterstützung für ein Vorhaben wie die Schließung des Karl-Witte-Hauses zu wandeln, hilft nur eins: im Kontakt bleiben, einbinden, aufklären, abstimmen und überzeugen.

Alle müssen dagegen sein

Widerstand gegen die Schließung des Karl-Witte-Hauses

Widerstand – vier Grundsätze

- 1. Grundsatz:** *Es gibt keine Veränderung ohne Widerstand!*

Widerstand gegen Veränderungen ist etwas ganz Normales und Alltägliches. Wenn bei einer Veränderung keine Widerstände auftreten, bedeutet dies, dass von vornherein niemand an ihre Realisierung glaubt.

> Nicht das Auftreten von Widerständen, sondern deren Ausbleiben ist Anlass zur Beunruhigung!

- 2. Grundsatz:** *Widerstand enthält immer eine „verschlüsselte Botschaft“!*

Wenn Menschen sich gegen etwas sinnvoll oder sogar notwendig Erscheinendes sträuben, haben sie irgendwelche Bedenken, Befürchtungen oder Angst.

> Die Ursachen für Widerstand liegen im emotionalen Bereich!

- 3. Grundsatz:** *Nichtbeachtung von Widerstand führt zu Blockaden!*

Widerstand zeigt an, dass die Voraussetzungen für ein reibungsloses Vorgehen im geplanten Sinne nicht bzw. noch nicht gegeben sind.

Verstärkter Druck führt lediglich zu Gegendruck.

> Denkpause einschalten – nochmals über die Bücher gehen!

4. Grundsatz: *Mit dem Widerstand, nicht gegen ihn gehen!*

Die unterschwellige emotionale Energie muss aufgenommen – d.h. zunächst einmal ernst genommen – und sinnvoll kanalisiert werden.

(1) Druck wegnehmen (dem Widerstand Raum geben)

(2) Antennen ausfahren (in Dialog treten, Ursachen erforschen)

(3) Gemeinsame Absprachen (Vorgehen neu festlegen)

(Aus: Klaus Doppler, Christoph Lauterburg: Change Management. Den Unternehmenswandel gestalten, Frankfurt/New York 2000, S. 302 f)

*Das Wohnhaus Lüttkamp wird bezogen!
Auszug aus dem Karl-Witte-Hausblatt Nr. 17,
Mai 2002*

Das Wohnhaus Lüttkamp wird voraussichtlich im Oktober 2002 bezogen werden. Die Bewerbungsgespräche für die Leitung des Hauses laufen und es ist absehbar, dass diese innerhalb der nächsten Wochen erfolgreich abgeschlossen werden. Seit Anfang des Jahres sind mehrere InteressentInnen zur Besichtigung gewesen, um sich einen Eindruck vom Haus, den Wohnungen und von der Umgebung zu machen. ... Ab Juli werden wieder Besichtigungen im größeren Umfang stattfinden. Genauere Informationen werden im Hause verteilt. Ende Juli soll das BewohnerInnenforum zum Wohnprojekt gegründet werden, wo sich alle InteressentInnen kennen lernen und sich mit dem Umzug und allen Einzelheiten beschäftigen können. Es sind auch Angehörige und gesetzliche BetreuerInnen eingeladen, sich das Wohnhaus anzuschauen. ... Interessierte MitarbeiterInnen aus dem Karl-Witte-Haus können sich an Herrn Bolte vom Projekt Binnenmodernisierung (BIMO) oder direkt an Herrn Heinecker (die vorübergehende Leitung, d.R.) wenden.

Nur selten gibt es in Organisationen ein Informationsdefizit. Meistens mangelt es an Kommunikation, das heißt an Austausch, Dialog und Beteiligungsmöglichkeiten. Alle Beteiligten – also in diesem Fall die Menschen mit Behinderung, ihre Angehörigen und die Beschäftigten des Karl-Witte-Hauses – müssen von Beginn an aktiv in die Gestaltung des Veränderungsprozesses einbezogen werden.

Entsprechend kann die Klage über mangelnde Information denn auch als Ruf nach Einbeziehung verstanden werden. Dem antworteten Bernd Bolte und seine Kollegen im Auszugsprojekt Karl-Witte-Haus mit einer umfangreichen Kommunikationsarbeit, die im Laufe des Prozesses noch an Bedeutung gewann: „Wir haben von Anfang an über die richtigen Wege der Kommunikation gegrübelt. Immer wieder haben wir den Mitarbeitern, den Bewohnern und Angehörigen Möglichkeiten angeboten, sich zu interessieren, ins Gespräch zu kommen und Ängste abzubauen.“ Jede Information war mit der Einladung verbunden, sich zu beteiligen.

Zunächst standen die Bewohnerinnen und Bewohner des Karl-Witte-Hauses im Vordergrund der Kommunikation. Sie wurden umfassend über neue Wohnprojekte und freie Plätze informiert. Mit der Zeit erhielt die Information der Mitarbeiter, der Angehörigen und der Betreuer jedoch eine immer größere Bedeutung, denn „die waren zumeist schwieriger von dem Vorhaben zu überzeugen.“

K W HAUSBLATT

Heft Nr.16, November 2001



*Das „Karl-Witte-Hausblatt“:
Sprachrohr des Auszugs-
projektes*

Sprachrohr des Auszugsprojektes: das „Karl-Witte-Hausblatt“

Um die Bewohner, Mitarbeiter und Angehörigen gezielt und aktuell mit wichtigen Informationen zu versorgen, wurden in jedem Stockwerk und an dem viel frequentierten Kopierer Schaukästen angebracht. „Da musste schließlich jeder dran vorbei“, erläutert Projektmitglied Horst Wallrath. Zum wichtigsten Informationsmedium aber wurde das Karl-Witte-Hausblatt. Bernd Bolte, der die Redaktion des Blattes im Frühjahr 2000 übernommen hatte, ist sichtlich stolz auf die umfangreiche Sammlung der insgesamt 18 Ausgaben. Das Heft erschien regelmäßig und wurde den Wohngruppen, gesetzlichen Betreuern und Angehörigen sowie Mitarbeitern in den Geschäftsbereichen AlsterDorf und HamburgStadt zugeschickt. Die Nachfrage stieg kontinuierlich von 100 auf 300 Exemplare an.

Zur Person

Auszug aus einem Interview mit Renate Jonas, Karl-Witte-Hausblatt Nr. 7, Mai 1999

Wie lange leben Sie in der Stiftung Alsterdorf?

„20 Jahre, erst im Carl-Koops-Haus im 4. Stock, dann im Haus Hohenzollern. Seit zwei Jahren im Karl-Witte-Haus.“

Was haben Sie für Hobbys?

„Fahrrad fahren, Mensch-ägere-Dich-nicht spielen, lesen, Musik hören, singen und malen. Meine Bilder hängen im Foyer des Karl-Witte-Hauses.“

Was machen Sie sonst noch gern in Ihrer Freizeit?

„Ich gehe gern in den Treffpunkt Kaffee trinken mit meinem Mann.“

Haben Sie noch Familienangehörige?

„Ja, zwei Schwestern. Wir haben wenig Kontakt, manchmal nur telefonisch.“

Was mögen Sie an der Stiftung Alsterdorf?

„Die Bewohner finde ich gut. Und ich schlafe hier auch sehr gut. Ich finde alles gut in Alsterdorf.“

Wie finden Sie es, dass das Haus abgerissen wird?

„Das finde ich gut, weil ich dann neue Gesichter sehen werde und neue Bewohner. Ich finde es auch gut, weil ich dann Menschen kennen lernen werde, die draußen leben.“

Was wünschen Sie sich für Ihre Zukunft?

„Ich wünsche mir, dass ich mich weiterhin mit den Bewohnern verstehe und dass es keinen Streit und keinen Ärger gibt.“

Im Karl-Witte-Hausblatt veröffentlichte das Auszugsprojekt alle wichtigen Informationen: Welche Projekte sind gerade in der Diskussion? Wo gab es freie Wohnplätze? Wann wird welches Projekt besichtigt? In Interviews und Berichten wurden den Karl-Witte-Häuslern Eindrücke über das Leben und Arbeiten in den vielen verschiedenen Hamburger Stadtteilen vermittelt. Bernd Bolte war es auch ein Anliegen, die Hintergründe des Projektes zu erläutern: „Wir haben Artikel zu Begriffen wie Integration oder Selbstbestimmung geschrieben oder abgedruckt.“ Auf diese Weise wurden die Bewohner, die Mitarbeiter und die Angehörigen über die aktuellen Diskussionen in der Behindertenhilfe informiert.

*Rechts:
Renate Jonas
mit ihrem
Mann Rolf-Dieter*



Auszug aus der Anstalt – das Karl-Witte-Haus wird leer gewohnt

Anfang Mai des Jahres 2003 packten die letzten Bewohner des Karl-Witte-Hauses ihre Koffer. Insgesamt haben 168 Männer und Frauen eine neue Wohnung gesucht und gefunden, nachdem im Januar 1999 über die Schließung des Karl-Witte-Hauses entschieden wurde. Die meisten von ihnen sind in neu entstandene Wohnprojekte in und um Hamburg gezogen. Etwa ein Drittel hat Zimmer oder Wohnungen in schon bestehenden Wohnhäusern übernommen. 25 ehemalige Bewohner haben entschieden, in Häuser auf dem Stiftungsgelände zu ziehen, 10 von ihnen in die neu gebauten Apartmenthäuser.

Wo und mit wem jemand leben will, ist eine individuelle Entscheidung. Allein oder zu zweit, im Grünen oder in der Stadt, in einer lebendigen oder ruhigen Umgebung – die Vorlieben sind ebenso vielfältig wie unterschiedlich.

Den Bewohnerinnen und Bewohnern des Karl-Witte-Hauses waren die unterschiedlichen Möglichkeiten jedoch weitgehend unbekannt. Viele von ihnen haben fast ihr ganzes Leben in Anstaltsgebäuden auf dem Stiftungsgelände verbracht. Bevor die Männer und Frauen aus dem Karl-Witte-Haus also auf Basis von entsprechenden Kenntnissen selbstständig über ihre zukünftigen Lebensformen entscheiden konnten, mussten sie die verschiedenen Alternativen kennen und verstehen lernen. Die persönlichen Vorlieben jedes Einzelnen herauszuarbeiten, ist ein Teil der individuellen Assistenzplanung, die im Geschäftsbereich HamburgStadt von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Beratungsbüros durchgeführt wird. Gemeinsam mit dem Klienten und in Zusammenarbeit mit den Assistenten, Angehörigen und gesetzlichen Betreuern werden dessen Wünsche und Bedürfnisse so eng wie möglich eingekreist.

Eine wichtige Herausforderung für die Professionellen, aber auch für die Verwandten ist es, die Vorstellungen des Menschen mit Behinderung auch dann ernst zu nehmen und umzusetzen, wenn sie den eigenen Auffassungen widersprechen.

Den individuellen Lebensmittelpunkt erfassen
Die Beratungsbüros von HamburgStadt sind unabhängig von den Wohn- und Arbeitsangeboten organisiert. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verstehen sich als Fürsprecher für die Klienten – wenn es sein muss, auch gegen die Interessen der Institution. Der Sozialpädagoge Henning Sievert hat gemeinsam mit drei Kolleginnen aus dem Beratungsbüro die Menschen aus dem Karl-Witte-Haus begleitet:

„Wir führen Assistenz- und Zukunftsplanungen mit den Klienten durch. In Gesprächen, an denen auf Wunsch des Klienten auch Angehörige, Freunde, Assistenten oder gesetzliche Betreuer teilnehmen, versuchen wir, die individuellen Bedürfnisse und Wünsche des Menschen herauszufinden und deren Umsetzung zu planen. Bezogen auf das Auszugsprojekt lauteten die Fragen: ‚Wo und mit wem möchten Sie wohnen? Welches Umfeld hätten Sie gern? Was brauchen Sie, um sich in der neuen Umgebung wohl zu fühlen?‘ Wir haben in erster Linie die Person im Blick, nicht die Wohngemeinschaft oder das Personal. Mit den neuen Wohnhäusern, dem zukünftig zuständigen Beratungsbüro, den gesetzlichen Betreuern und mit den Angehörigen haben wir uns darüber verständigt, wie das Leben in der Stadt und im neuen Wohnumfeld organisiert werden kann. Wir haben die KollegInnen unterstützt, die Klienten auch vor dem



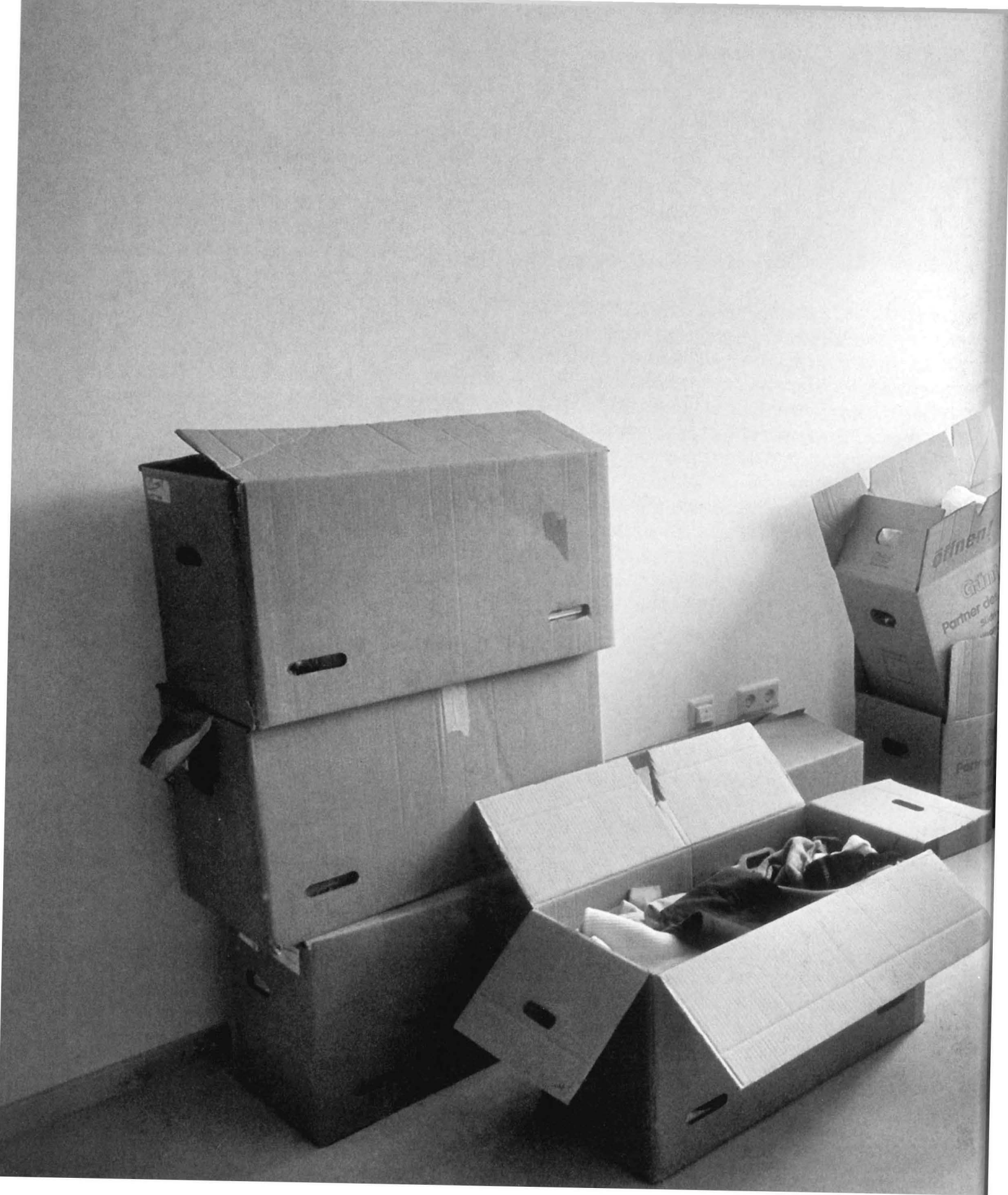
Henning Sievert

Hintergrund ihrer Heimgeschichte verstehen und ihre besonderen Bedürfnisse angemessen berücksichtigen zu können. Ein Klient hatte sich beispielsweise in seinem Zimmer im Karl-Witte-Haus eine kleine Werkstatt eingerichtet, in der er auch nachts schrauben und hämmern konnte. Nach Meinung des gesetzlichen Betreuers und der Assistenten sollte er auf dem Alsterdorfer Gelände wohnen bleiben, um sich das Umfeld und die Beschäftigung zu erhalten. Gemeinsam konnten wir erreichen, dass im Wohnhaus Zollstraße in Wentorf ein Kellerraum als Werkstatt angemietet wurde, so dass alle mit einem Umzug einverstanden waren. In seinem neuen Umfeld hat der Klient dann neue Interessen entwickelt. Er geht einkaufen, betrachtet die Menschen auf der Straße und knüpft Kontakte. Trotzdem ist es ihm wichtig, den Werkraum zur Verfügung zu haben, in dem seine Arbeitsgeräte und Werkzeuge lagern. Sowohl der gesetzliche Betreuer als auch die Angehörigen waren angetan über den Zuwachs an Lebensqualität. Ausgangspunkt der Zukunftsplanung ist der Lebensmittelpunkt des Menschen. Das kann die Wohnsituation sein, es kann aber auch die Arbeit sein, wenn diese einen zentralen Stellenwert einnimmt. Für einen anderen Klienten ist beispielsweise die Tätigkeit in seiner Malgruppe zentral, da er sich über das Malen hervorragend ausdrücken kann. Um in genau dieser Malgruppe weiter arbeiten zu können, hat er entschieden, in Alsterdorf wohnen zu bleiben.“

Der Weg zur neuen Wohnung

Alle freien Wohnangebote in den Häusern von HamburgStadt sollten während der Laufzeit des Auszugsprojektes vorzugsweise von Frauen und Männern aus dem Karl-Witte-Haus gewählt werden können. Die Beteiligten des Projektes und die Beratungsbüros wurden über jede freie Wohnung in bereits bestehenden Häusern und neu entstehenden Projekten laufend informiert. Gemeinsam mit den Assistenten aus den Verbänden haben sie überlegt, für welche Person ein Angebot in Frage käme. Die Person wurde eingeladen, sich über die zur Auswahl stehenden Wohnprojekte ein Bild zu machen.

Um die neuen Wohnprojekte im Hamburger Stadtgebiet unter den Bewohnern des Karl-Witte-Hauses bekannt zu machen, haben Claudia Orgaß und Bernd Bolte regelmäßige Besuche zu den entstehenden Häusern organisiert: „Auch bei miesestem Wetter sind wir mit Kaffee und Keksen auf die Baustellen der neuen Wohnprojekte gefahren. Anfangs wussten die Bewohner überhaupt nicht, was sie da sollten. Aber sie haben die Häuser wachsen sehen und irgendwann gewusst: Das hat was mit mir zu tun.“ Über die Besuche in verschiedenen Häusern erhielten sie eine Vorstellung darüber, wie und wo sie gern leben möchten. Zusätzlich wurde zu jedem neuen Wohnprojekt ein Bewohnerforum eingerichtet. In wöchentlichen Treffen lernten sich die zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner kennen und haben sich mit dem bevorstehenden Umzug, möglichen Fragen und Ängsten beschäftigt. Von den behinderten Menschen wurden die Gesprächsangebote sehr gut angenommen. „Auf jeden Fall zur Nachahmung empfohlen“, attestiert Claudia Orgaß diesem Teil des Auszugsprojektes.





Blister
Fachhandels
45 Westend
10000 - Gießen
09 73 90

Auszug aus der Anstalt: Das Karl-Witte-Haus wird leer gewohnt

Auch die Angehörigen und gesetzlichen Betreuer versuchte Claudia Orgaß mit Besichtigungsfahrten zu neuen und schon bestehenden Wohnhäusern von dem Leben in der Stadt zu überzeugen. Das war sicher der schwierigere Teil der Arbeit. Am liebsten ist Claudia Orgaß in Häuser gefahren, in denen auch Menschen mit hohem Pflegebedarf leben: „Die Angehörigen sollten sehen, dass das geht. Viele können sich einfach nicht vorstellen, dass Menschen mit schweren Behinderungen in der Stadt leben.“

Nahezu jede Bewohnerin und jeder Bewohner fand seine Wohnung schließlich auf individuelle Art und Weise: „Wir hatten zwar ein geregeltes Verfahren. Aber letztlich lief der Prozess bei jedem Bewohner anders ab. Bei manchen waren wir nur sechs Wochen beschäftigt, bei anderen dauerte es zwei Jahre.“

*Vorherige Seiten:
Der Umzug*

Nachgefragt

bei Monika Amos, Bewohnerin in der Zollstraße

Claudia Orgaß: „Gibt es etwas, woran Sie gern zurückdenken?“

Monika Amos: „An meinen Umzug hauptsächlich!“

Claudia Orgaß: „Der hat Ihnen gut gefallen?“

Monika Amos: „Ja.“

Claudia Orgaß: „Und gibt es etwas, wonach Sie Sehnsucht haben, wenn Sie an das Karl-Witte-Haus zurückdenken?“

Monika Amos: „Nein.“

Claudia Orgaß: „Nichts, von dem Sie denken, das war gut?“

Monika Amos: „Nein.“

Claudia Orgaß: „Oder sagen Sie: Das vergesse ich lieber?“

Monika Amos: „Das vergesse ich.“

(Dokumentiert für die Ausstellung anlässlich der Abschiedsfeier vom Karl-Witte-Haus am 23. Mai 2003)

Fiel die Entscheidung nicht für ein neues Projekt, sondern zugunsten eines bereits bestehenden Wohnangebotes, wurde der Interessent manchmal zum Probewohnen eingeladen.

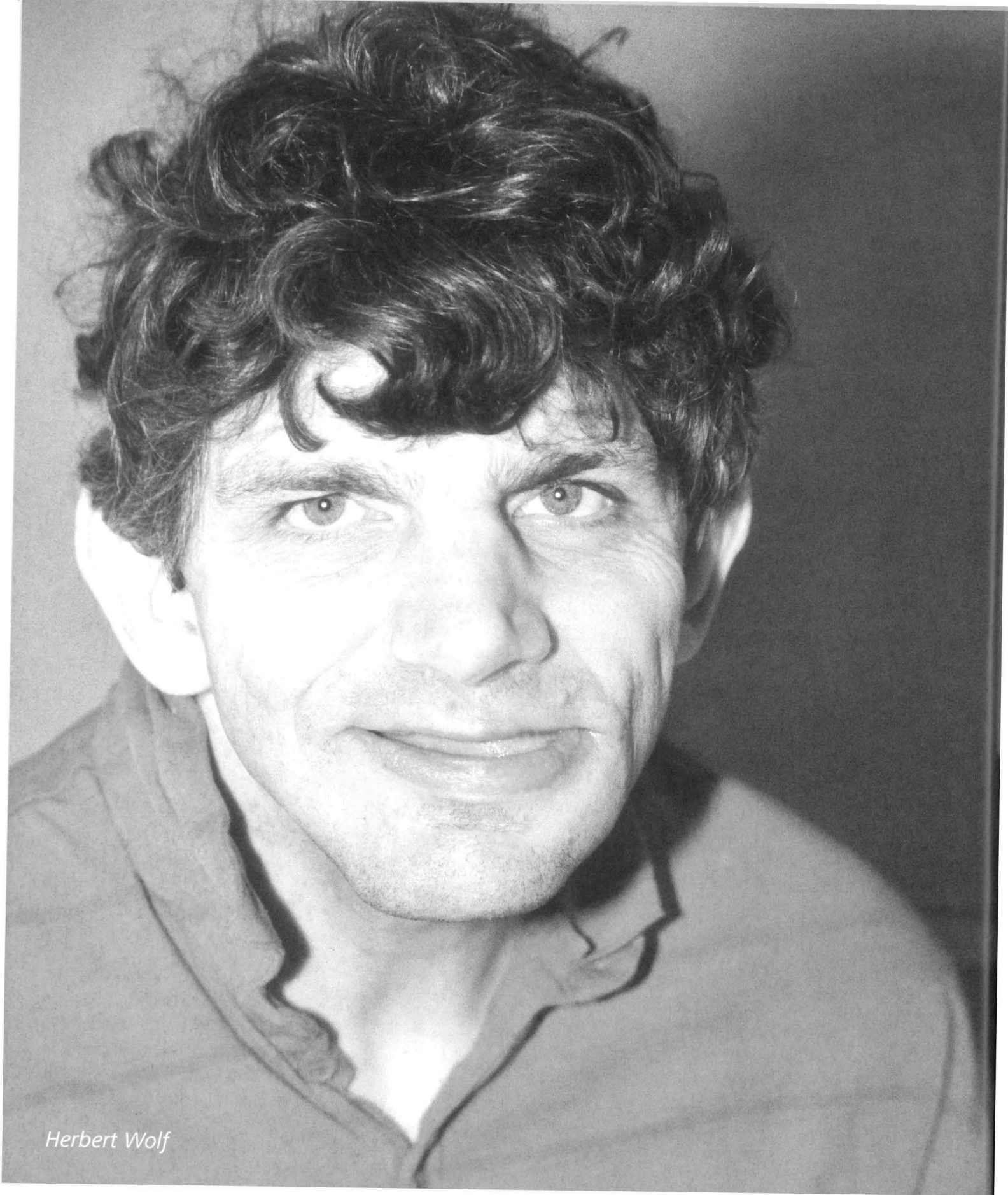
Zumeist wurden auch die anderen Bewohner des Hauses um Zustimmung zu dem neuen Mitbewohner gefragt. Vor allem gegenüber Menschen mit höherem Unterstützungsbedarf gab es Vorbehalte. Die Verhaltensweisen, die mit einer langen Anstaltsgeschichte einhergehen, waren vielen Mitarbeitern und Bewohnern von HamburgStadt fremd. Die Wohngruppen bezweifelten, ob sich die ehemaligen Karl-Witte-Haus-Bewohner in ihren Alltag einfinden würden. Da hält Claudia Orgaß gegen. Bei der Eingliederungshilfe für Menschen mit Behinderung gehe es nicht darum, ob sich ein Mensch den Gegebenheiten anpassen kann, ist sie überzeugt: „Vielmehr geht es um die Frage: Was braucht ein Mensch, damit er an seinem Wohnort zurechtkommt und dort ein Zuhause findet?“

Vor allem zu Beginn des Auszugsprojektes war die Vermittlung von Wohnangeboten eine mühselige Angelegenheit. Angst und Beharrungsvermögen der Beteiligten überwogen: „Schließlich konnten wir nicht loslaufen und sagen: ‚Ihr zieht jetzt um!‘“ Oft standen nur ein Wohnprojekt und mehrere Einzelangebote in bestehenden Wohnhäusern zur Auswahl. Da konnte manchmal nur schwerlich von umfassenden Wahlmöglichkeiten gesprochen werden.

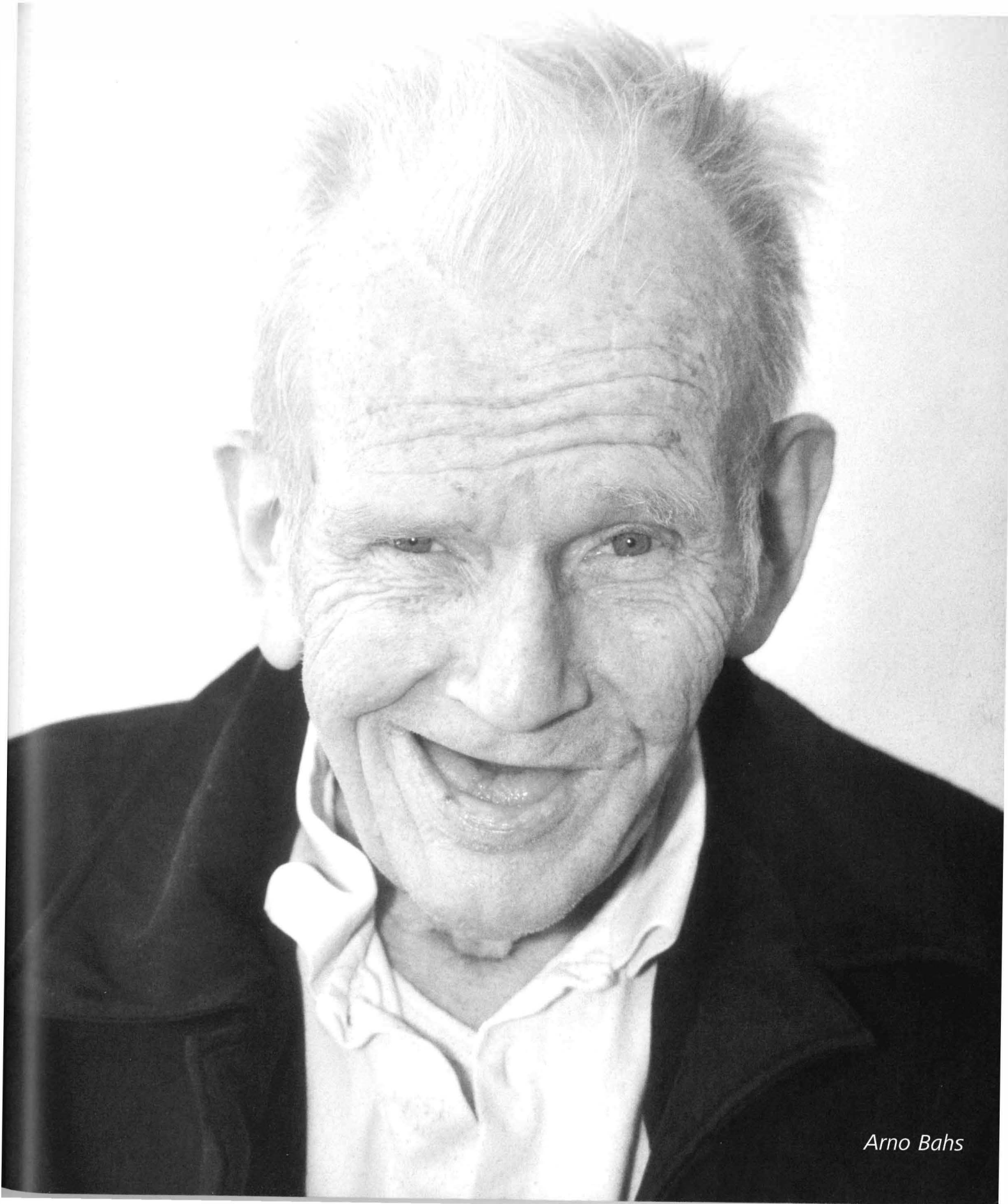
Den Anfang machten schon 1998 15 Menschen, die ehemals im 3. und 4. Stock des Karl-Witte-Hauses wohnten. Sie zogen in den Alten Postweg in Harburg. „Unter ihnen waren einige gut organisierte und informierte Heimbeiratsmitglieder. Die sind schon raus, bevor der Schließungs-

beschluss bekannt wurde“, erinnert sich Bernd Bolte an die wichtigen Unterstützer des Auszugsprojektes. Insgesamt sind im ersten Jahr 1999 von den zu Beginn 168 Männern und Frauen ungefähr 25 und in den nächsten zwei Jahren etwa 50 Personen ausgezogen. Ein größerer Teil der 93 Menschen, die Ende 2001 noch im Karl-Witte-Haus lebten, hatte einen relativ hohen Unterstützungsbedarf. Die Leistung aller Beteiligten, in den folgenden eineinhalb Jahren mit den Klienten neue und fast immer bessere Wohn- und Beschäftigungsperspektiven zu entwickeln, kann auch vor diesem Hintergrund nicht hoch genug bewertet werden.

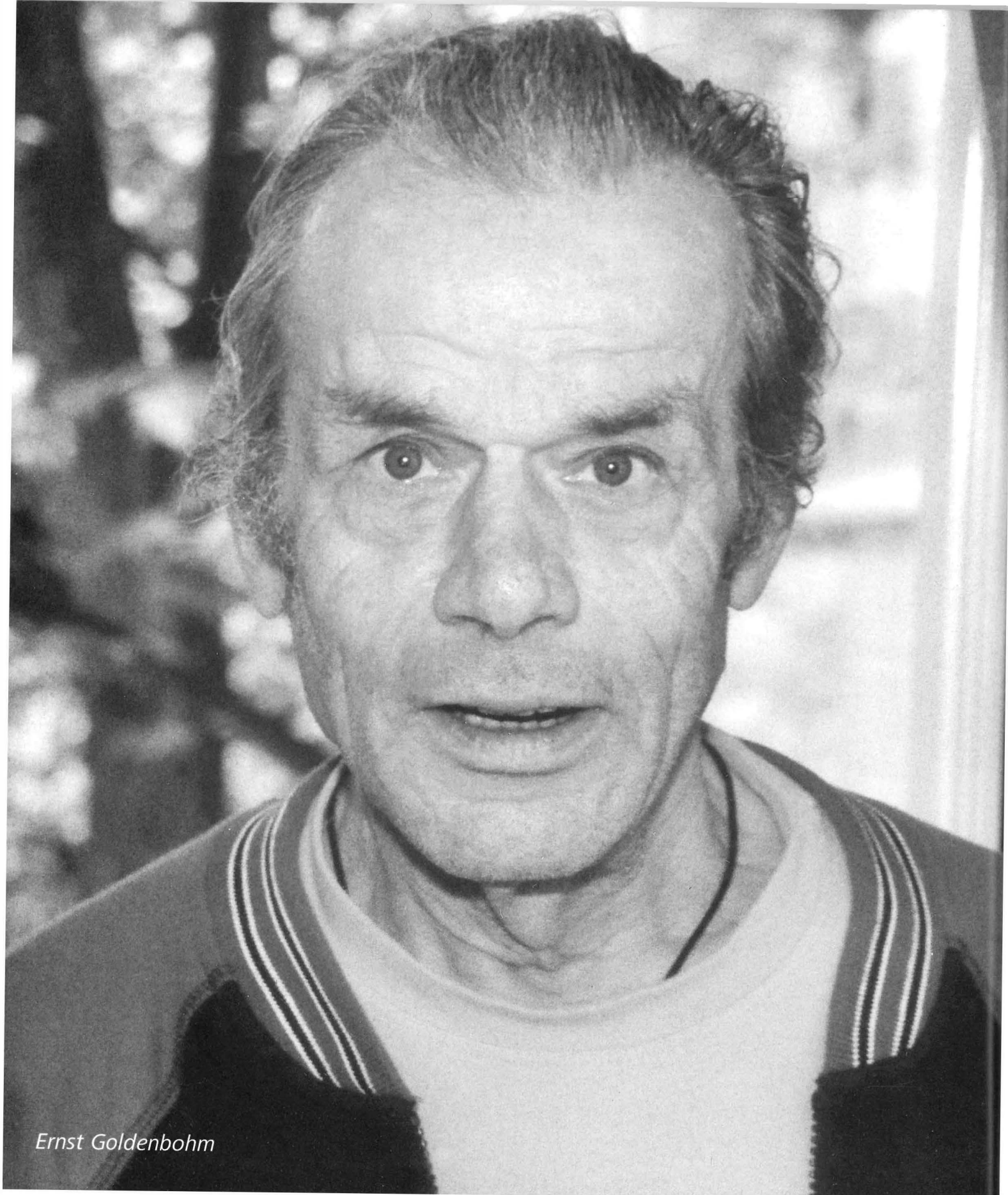
*Auf den folgenden Seiten:
Portraits von ehemaligen
Bewohnerinnen und Bewohnern
des Karl-Witte-Hauses*



Herbert Wolf



Arno Bahs



Ernst Goldenbohm



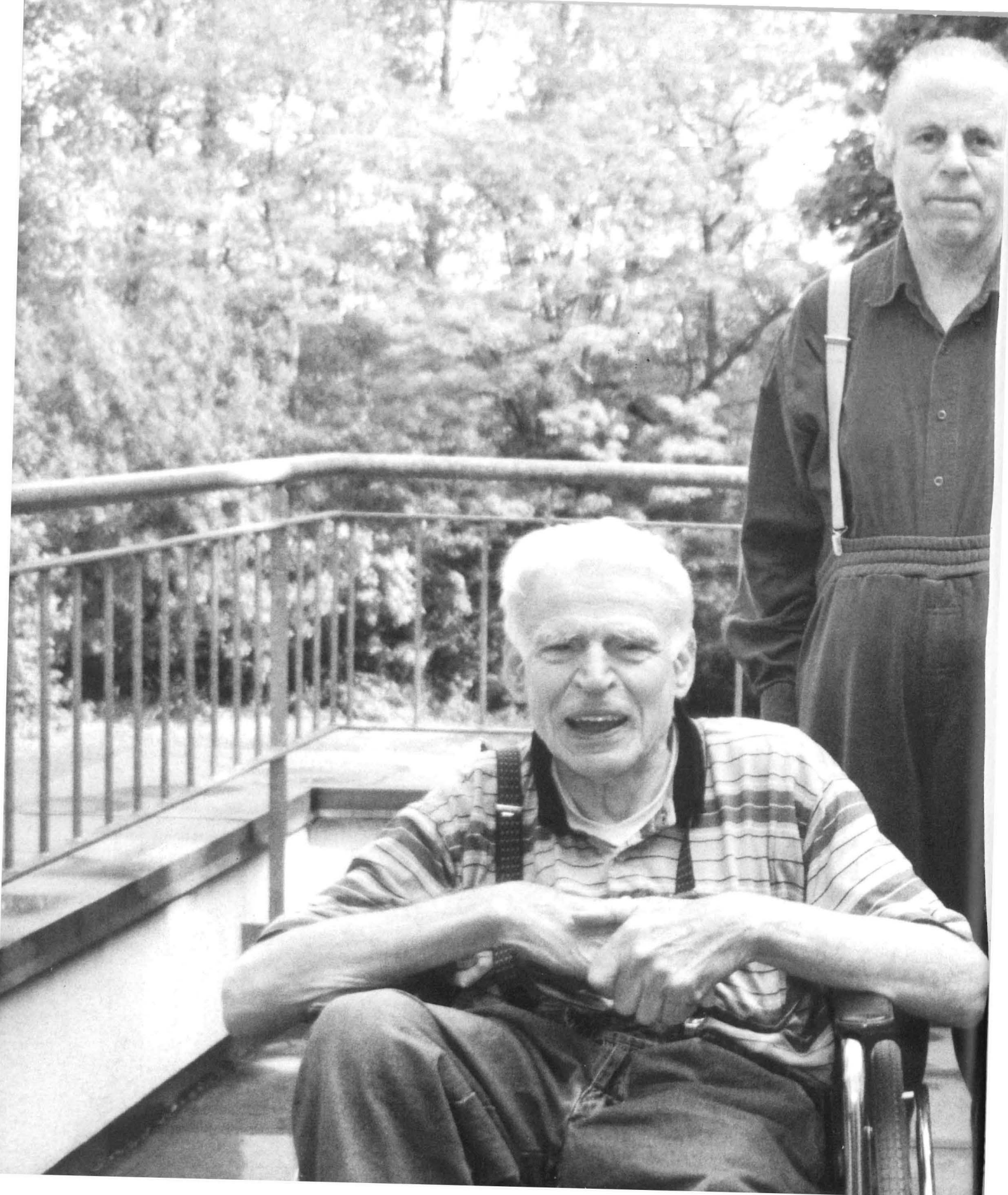
Bärbel Kittner

Ursula Vetter



Monika Amos



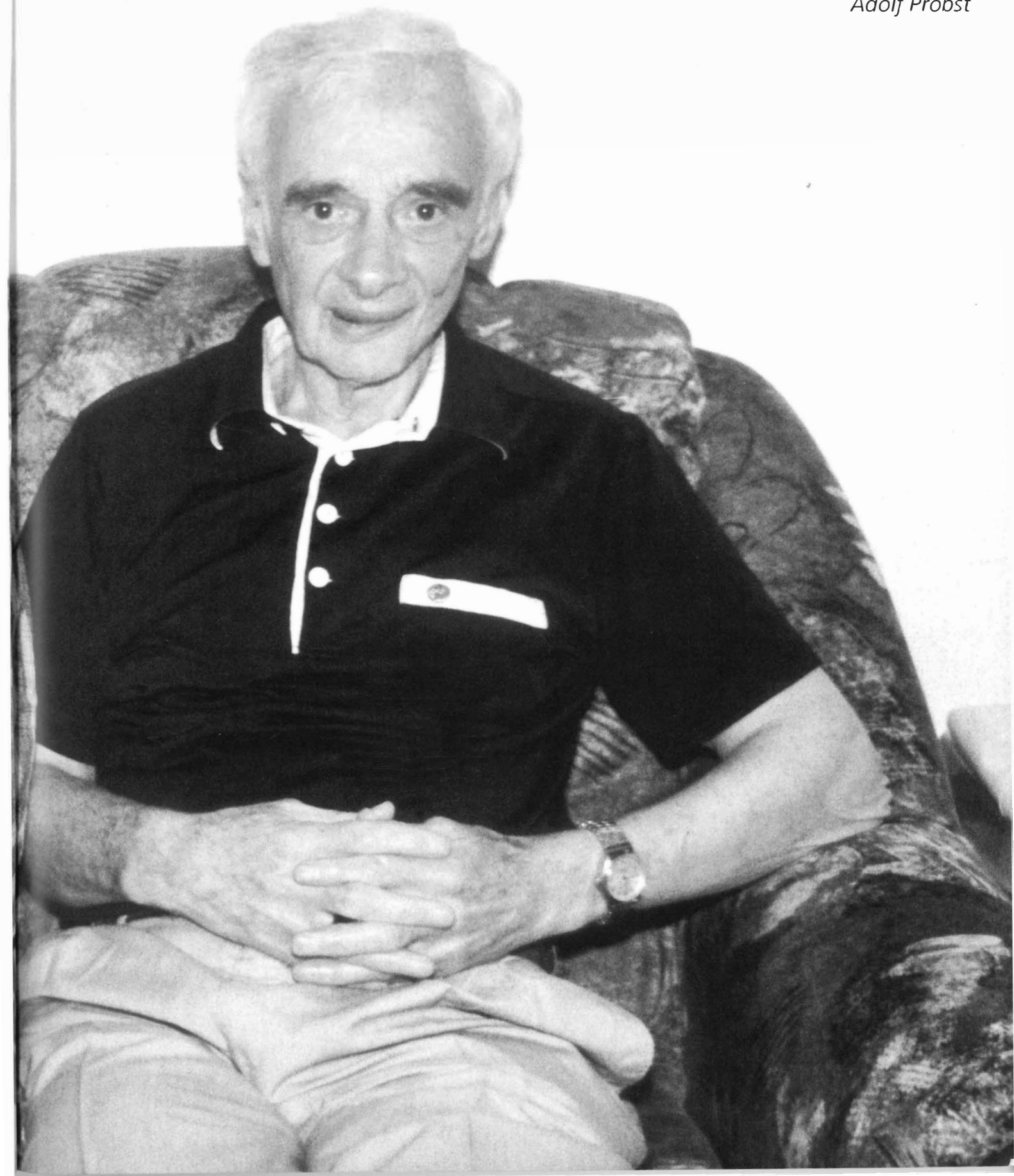


*Von links nach rechts:
Werner Harms, Hugo Niemann, Walter Wegner*



Helga Jahnke





Alle haben sich gut eingelebt – eine Mitarbeiterin berichtet

Früher beherbergte die alte Villa in der Billstedter Hauptstraße eine Polizeiwache. Grün ist heute nur noch der Garten, der das Haus fast wie ein kleiner Park umgibt. Elf Menschen haben in der frisch sanierten Villa ein neues Zuhause gefunden, davon vier Menschen aus dem Karl-Witte-Haus. Das Umzugsprojekt Karl-Witte-Haus – eine Erfolgsstory mit Happy End? „Ja“, sagt die Mitarbeiterin Margret Enodien, „letztendlich schon.“

„Der große Garten und der Kontakt zur Natur, in meinen Augen ist das für die Menschen hier optimal. Im Haus hat jeder sein eigenes Zimmer. In der unteren Wohnung leben vier Männer, die früher im Erdgeschoss des Karl-Witte-Hauses schon zusammen gewohnt haben. Es ist gut, dass sie sich im Garten frei und ohne Angst bewegen können. Im mittleren Geschoss leben vier Männer mit geringerem Unterstützungsbedarf. Zwei davon sind türkischer Herkunft. Für oben haben wir nach längerer Suche drei Frauen gefunden, die ebenfalls gut zurechtkommen. Somit haben wir unser Ziel, eine bunt gemischte Gruppe zusammen zu bekommen, tatsächlich erreicht.

Aber zurück zum Anfang des Auszugsprojektes. Ich bin 1999 aus dem Wilfried-Borck-Haus auf dem Gelände ins Karl-Witte-Haus gekommen. Erst war ich als Nachtwache tätig, später dann im Tagesdienst. Ich war gern dort.

Die Bewohner haben mich immer freundlich begrüßt, wenn ich zur Arbeit kam, und freuten sich über jede Beschäftigung. Gleichzeitig war ich über das Leben im Karl-Witte-Haus geschockt. Auch die Einrichtung und die sanitären Anlagen ließen zu wünschen übrig. Gemeinsam mit den Bewohnern habe ich die Wände und Türen bemalt. Nach dem Schließungsbeschluss lohnte es sich ja nicht, baulich noch etwas zu verändern. Viele Männer und Frauen, die dort lebten, sind von den erlebten Repressionen traumatisiert und brauchen entsprechende Unterstützung. So war ich froh, als die Schließung verkündet wurde. Das war richtig und das einzig Mögliche.

Als das Umzugsprojekt startete, hätten wir Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter es am besten gefunden, wenn die Mitglieder einer Wohngruppe zusammen umgezogen wären. Auch jetzt würde ich noch dafür eintreten, dass die Menschen nicht hätten allein umziehen sollen. Der gemeinsame Wechsel mit einem Mitbewohner oder einem Betreuer bzw. Assistenten wäre optimal, ließ sich aber nicht immer realisieren.

Auf unserem Stockwerk gab es zunächst kaum Planungen. Dann aber hat Frau Klein, unsere Verbundsleiterin, den Prozess ins Laufen gebracht. Gemeinsam mit dem Beratungsbüro und dem Auszugsprojekt hat sie neue Wohnplätze für die Bewohner gesucht. Viele Plätze wurden über persönliche Kontakte vergeben. Manchmal ging es rasend schnell, zu schnell. Einige waren dadurch überfordert. Da hätte ich gern mehr Zeit gehabt, die Menschen auf den Umzug vorzubereiten.



Margret Enodien

Ich bin erst Ende 2000 in den Prozess eingestiegen. Als Mitarbeiterin habe ich die Umzüge von vier Personen und z.B. die Umzüge in das Wohnprojekt in Wentorf begleitet. Mir ging es vor allem darum, den Bewohnern Wahlmöglichkeiten zu eröffnen. Ich habe mit ihnen Besuche in den Häusern gemacht und ihre Teilnahme an den Bewohnerforen unterstützt.

In Ikea-Katalogen haben wir gemeinsam die Möbel für die Zimmer ausgesucht. In der Billstedter Hauptstraße haben nun alle ihre individuelle Einrichtung, sei es ein modernes Metallbett oder die Holzeinrichtung mit Sitzecke vor dem Fenster. Nach den Umzügen habe ich versucht, den Übergang sanft zu gestalten, indem ich mit den neuen Betreuern Informationen ausgetauscht und die Menschen in ihrem neuen Zuhause besucht habe. Um die Wentorfer, die teilweise schwerst- und mehrfachbehindert sind, habe ich mir anfangs doch ernstliche Sorgen gemacht. Aber sie haben sich alle gut eingelebt.

Ich würde also sagen, dass das Projekt geklappt hat. Natürlich kann man nicht in jedem Fall sagen, wie der oder die Einzelne das psychisch wirklich verkraftet hat. Und natürlich kann man jede negative Erfahrung wahnsinnig aufbauschen. Aber schauen Sie sich doch um. Ist das eine wesentliche Verbesserung oder ist das keine?“

Wie es Euch gefällt – die Entwicklung neuer Wohnprojekte

Eine Wohnung gibt Auskunft über die Menschen, die darin wohnen. Sie ist Ausdruck ihrer Persönlichkeiten, ihrer Geschichte, ihrer Vorlieben, Hobbys und ihrer Interessen. Je individueller die Wohnung gestaltet werden kann, um so eigenständiger kann sich ein Mensch darin entwickeln. Die eigene Wohnung ist eine wesentliche Voraussetzung, ein Leben wie andere Menschen in der Gesellschaft führen zu können. Sie ist die Voraussetzung nicht nur der räumlichen, sondern auch der sozialen Integration. Im Karl-Witte-Haus wurden die Menschen von ihrem Umfeld, dem Anstaltscharakter des Kranken- und Pflegehauses, geprägt. „In die Räume war einfach keine Individualität rein zu bekommen“, bestätigt Claudia Orgaß. „In ihrem eigenen Umfeld aber werden alle Menschen als Persönlichkeiten wahrgenommen, auch diejenigen, die einen hohen Unterstützungsbedarf haben.“

*Modernes Wohnen im Westen von Hamburg, so wirkt die **Netzestraße** auf den ersten Blick. In der weitläufigen Wohnung im Erdgeschoss und sieben Zwei-Zimmer-Wohnungen haben 21 Menschen ein Zuhause gefunden. Sparsamste umweltfreundliche Energietechnik und funktionale Innenraumgestaltung sorgen für ein angenehmes Wohnklima. Schaut man genauer hin, zeigen sich wichtige weitere Aspekte, die die Vorzüge moderner Architektur so wertvoll ergänzen. Ein Gemeinschaftshaus mit Platz für Treffen, Veranstaltungen und Geburtstagsfeiern etwa. Oder ein runder Innenhof mit Bänken und bereits zartem ersten Grün. Mit Platz zum Skaten und Rollschuhfahren für Kinder. Der Park mit*

den entspannenden Teichen gleich in der Nähe. Großzügige Grünflächen und Balkons in Südlage. Der Klövensteen, ein großes, natürliches Waldgebiet, steht in der weiteren Umgebung für den großen Bewegungsdrang zur Verfügung. Herzlich willkommen.

Insgesamt hat der Geschäftsbereich während des Umzugsvorhabens neun neue Wohnprojekte ins Leben gerufen, die über das gesamte Stadtgebiet verteilt sind. Einige Häuser sind Neubauten, andere wurden den Bedürfnissen ihrer zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner entsprechend umgebaut. Die unterschiedlichen Konzepte bieten den Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, das Wohnen mehr nach eigenen Vorstellungen zu gestalten und ihren persönlichen Lebensstil zu verwirklichen.

*Es ist schon beeindruckend, wenn der Besucher die geschwungene Auffahrt zur allein stehenden zurückliegenden Villa **Billstedter Hauptstraße** hinaufblickt und das erhöht liegende helle Wohnhaus mit den abgesetzten dunklen Holzverzierungen im Dachstuhl und den ange deuteten Türmchen betrachtet. Drum herum liegt ein kleines Wäldchen. Früher muss der Blick aus den Fenstern dieses Hauses weit ins Land gegangen sein. Unwillkürlich denkt man nostalgisch an hochherrschaftliche Bewohner, die gute alte Zeit und „so viel Platz möchte ich auch mal haben, um mich auszubreiten.“ Innen dann ist das Haus wesentlich moderner konzipiert, als die Außenfassade dies vermuten ließe. Drei funktional geschnittene Wohnungen auf drei Etagen machen deutlich, dass der Charme von Jugendstil um die Jahrhundertwende sich Gewinn bringend mit der Technik von heute verbinden lässt. Die großzügige*

Dachgeschosswohnung mit ihren Schrägen und der vielen Sonne überall vermittelt Geborgenheit, die beiden Wohnungen darunter bieten den Komfort und das erhebende Gefühl großer Räume, hoher Decken und ausladender Fensterfronten. Die riesige Terrasse an der Rückfront der Villa ins Grüne hinein bietet die Möglichkeit zum geruhsamen Aufenthalt. In die Erdgeschosswohnung der Villa in der Billstedter Hauptstraße sind im März 2003 vier Männer eingezogen, die sich bereits aus dem Karl-Witte-Haus kannten. Im ersten Stockwerk wohnen vier Männer und im Dachgeschoss drei Frauen, von denen einige auch vorher schon in Billstedt gelebt haben.

Privatsphäre wird groß geschrieben. Ebenso wichtig ist aber das Leben in der Gemeinschaft. Im Karl-Witte-Haus waren die Wohngruppen neben der Familie ein wichtiger Teil des sozialen Netzwerkes der dort wohnenden Männer und Frauen, die sich nicht einfach durch Bekannte und Freunde im Stadtteil ersetzen lassen. Birgit Schulz weiß um die Bedeutung des gemeinschaftlichen Lebens in den Wohnhäusern: „Gerade für Menschen mit langer Anstaltsgeschichte können die Beziehungen zu den Mitbewohnern ein bedeutender und wirksamer Schutz gegen Einsamkeit sein. Das Alleinleben ist dagegen oft mit Angst besetzt.“ Die 18 Männer und Frauen beispielsweise, die im März 2001 in die Marckmannstraße in Rothenburgsort gezogen sind, bewohnen 15 Ein- und Zwei-Zimmer-Apartments. Gemeinsam nutzen sie eine Dachterrasse, einen Gemeinschafts- und einen Hobbyraum. Im Wohnhaus finden Angebote für Senioren, Sprachkurse, eine Koch- und eine Theatergruppe statt.

Jeder entscheidet selbst, ob er allein oder mit anderen leben möchte. Einige wollen zunächst in der Wohngemeinschaft bleiben.

Nachbarschaftliche Kontakte im Stadtteil, vor allem zu Menschen ohne Behinderung, sollen die Beziehungen im Wohnumfeld allmählich ergänzen. Dabei müssen gerade die professionellen Assistenten vorsichtig sein, nicht ihre Idealvorstellungen von Integration und Teilhabe auf die Bewohnerinnen und Bewohner zu übertragen.

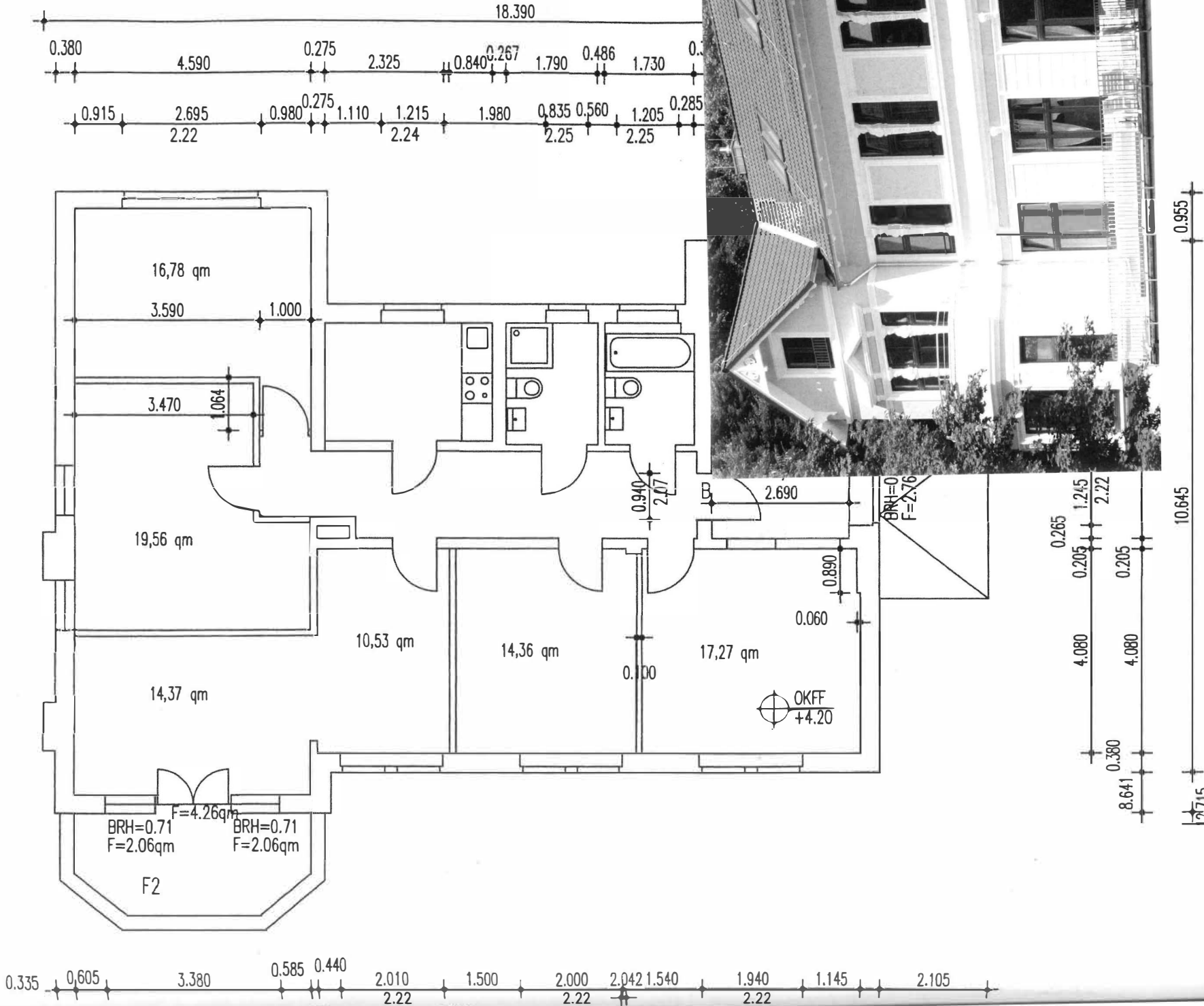
*Von der Dachterrasse des Wohnhauses **Marckmannstraße** schaut man über einen großen Teil Hamburgs: Die Elbbrücken, die Bahntrassen, die Hafenanlagen, den Großmarkt, die Türme der Innenstadt und erstaunlich viel Grün ... Mittendrin ist man hier, der Eindruck von der Dachterrasse ist geprägt von Arbeit, Industrie, Verkehr – Weltstadtbambiente im besten Sinne. Direkt vor dem Haus sieht dann alles ganz anders aus: Eine ruhige Wohnstraße in einem gewachsenen Stadtviertel, fast beschaulich, möchte man sagen. Von Großstadt keine Spur. Das Haus könnte früher eine Grundschule oder ein Verwaltungsgebäude gewesen sein. Hohe halbrunde Fensterbögen bestimmen das Bild. Innen dann verbindet sich der Eindruck von der Dachterrasse mit der Atmosphäre direkt vor der Tür: Loftartig geschnittene Etagen zeigen sich großzügig, hell und durch rot, gelb, orange Farbaspekte warm gestaltet. Industriedesign und Wohnkultur verbinden sich hier zu einem Ganzen. Weite Perspektiven und klare Bezugspunkte geben Orientierung und lassen Spielräume. Kreative Lebensgestaltung wird hier angeregt. Individualismus und Kommunikation, beides wird von dieser Innenarchitektur gleichermaßen unterstützt.*

Marckmannstraße



0 251
0 120

Billstedter Hauptstraße



Das Umfeld der Wohnung ist entscheidend, wenn es um den Aufbau sozialer Kontakte geht. In reinen Wohngebieten leben die Menschen, die morgens zur Arbeit gehen und abends spät heimkehren, meist zurückgezogener als in Stadtteilen mit einer lebendigen Infrastruktur. Es fördert die Selbstständigkeit der Menschen mit Behinderung, wenn sie die alltäglichen Besorgungen bei der Bank, dem Supermarkt und der Apotheke in ihrem Stadtteil machen können. Im günstigsten Fall sind Einkaufsmöglichkeiten, Ärzte, Gaststätten und ein Friseur von der Wohnung aus zu Fuß zu erreichen. Je nach Interessen der Bewohner bieten auch Freizeiteinrichtungen wie ein Schwimmbad, Kino oder ein Park Möglichkeiten, sich selbstständig in der näheren Umgebung zu bewegen und Kontakte zu knüpfen. Zugleich sollte eine gute Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz die Mobilität der Frauen und Männer erhöhen. Per Bus und Bahn sollten sie nicht nur die Hamburger Innenstadt gut erreichen können, sondern auch zu ihrem Arbeitsplatz gelangen können.

*Alles ist neu hier in der **Zollstraße** in Wentorf. Ein ganzes Areal mit Wohnkomplexen und Einkaufspassagen, mit Restaurants und Cafés wurde hier errichtet. So ist ein Wohnquartier entstanden, das für alle Bedarfe etwas bereithält. Junge Bäume, helles Holz, blinkende Steinmosaik, Glas, Metall, verschiedenfarbene Klinker und verstreute Sitzgruppen machen das Bild abwechslungsreich und bunt. Eine offene Atmosphäre herrscht vor. Fußgänger und spielende Kinder haben absolute Vorfahrt in der autofreien Zone. Schnell ist man im Sachsenwald und kann unter hohen Buchen auf den historischen Spuren des Fürsten Otto von*

Bismarck wandeln. Die Bergedorfer City bietet weitere Möglichkeiten für Shopping, Restaurantbesuche oder Kinoabende. Die acht Zwei- und Drei-Zimmer-Wohnungen im Projekt Zollstraße sind großzügig geschnitten und wunderbar hell. Weitläufige Gemeinschaftsflächen und behagliche Zimmer lassen den 17 BewohnerInnen Raum für Kontakt mit anderen und Zeit für sich selbst.

Die meisten der neu gebauten oder neu gestalteten Wohnungen sind barrierefrei. Unabhängig von ihren Handicaps können sich die Menschen frei in ihren vier Wänden bewegen, ohne Hindernisse überwinden oder fremde Hilfe hinzuziehen zu müssen. Die vier neuen ebenerdigen Wohnungen am Moorbekring im Stadtteil Volksdorf beispielsweise, in denen jeweils vier Personen leben, sind barrierefrei gebaut. Jede Wohnung hat zwei Bäder, ausgestattet mit Dusche, Badewanne und WC. In zwei Wohnungen gibt es eine Hubwanne.

Nach Auffassung von Projektmitarbeiter Bernd Bolte sollte barrierefreies Wohnen eine Selbstverständlichkeit sein, die nicht über besondere Maßstäbe, spezielle DIN-Normen oder Gesetze abgesichert werden müsste: „So genanntes behindertengerechtes Bauen ist menschengerechtes Bauen. Alle Neu- und Umbauten sollten barrierefrei sein. Über einen Fahrstuhl, großzügig breite Gänge und Türen oder eine Wohnung ohne Schwellen und steile Treppen freut sich nicht nur die Rollstuhlfahrerin, sondern ebenso die Familie mit kleinen Kindern.“

*Der Architekt der einheitlich gestalteten Wohnhäuser des **Moorbekrings** ist vermutlich der See und dem Wassersport eng verbunden.*

Er liebt jedenfalls die Form der Wellen und hat sie großzügig eingesetzt, etwa bei der Konzeption der Dachflächen. Aber auch sonst ist hier im Moorbekring vieles rund, was sonst typischerweise gerade und eckig ist. Hier geht man folglich nicht um die Ecke, sondern macht die Runde, ums Haus, um den Block, die halbkreisförmig geführte Straße entlang ... Wo immer auch Schritt und Blick sich hinwenden, immer wieder tauchen neue Rundungen auf. Sogar die Grünflächen zwischen den Häusern sind wie kleine runde Hügel gestaltet – zum rund um Wohlfühlen auf der grünen Wiese. Hinter dem nächsten Knick beginnt die erste Kuhweide, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen am Rande der Großstadt. Ruhe garantiert. Die U-Bahn zum Trubel liegt gleich nebenan. Stadtgefühl auf Wunsch – kein Problem.

Als Fachverantwortlicher „Bau“ im Bereich HamburgStadt ist Klaus Cantzler für die neuen Bauprojekte zuständig gewesen: „Wir haben viel Zeit mit der Besichtigung von Grundstücken und möglichen Wohnhäusern verbracht.“ Bei der Suche hat ihn Carola Frey unterstützt. Gemeinsam mit der für zwei Jahre engagierten Bauzeichnerin und Maklerin hat Klaus Cantzler etwa 100 Objekte besichtigt und mit Hilfe eines im Rahmen der Dezentralisierung entwickelten Bewertungskataloges geprüft. Hatten sie die richtige Lage, die richtige Größe? Was bot die Infrastruktur, was die Umgebung? Wie konnte das Vorhaben finanziert und bewirtschaftet werden? Auf der Suche nach geeigneten Objekten hat Klaus Cantzler eng mit der SAGA Siedlungs-Aktiengesellschaft und gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaften zusammengearbeitet.

In Kooperation mit der Wichern Baugesellschaft mbH wurden in diesem Jahr 20 Wohnungen im Braamkamp im Stadtteil Winterhude realisiert, ein Wohnprojekt in der Unzerstraße in Altona wurde in Kooperation mit der Hamburger Lawaetz-Stiftung und dem privaten Wohnprojekt „Stattschloss“ auf den Weg gebracht, das im Frühjahr 2004 eröffnet werden soll. Beide Projekte stellen die Integration der Menschen mit Behinderung in den Vordergrund: In dem Gebäudekomplex im Braamkamp wohnen 30 behinderte Menschen Tür an Tür mit den Mietern der anderen 70 Wohnungen. In der Unzerstraße werden 64 Menschen mit und ohne Behinderung unter einem Dach leben, davon 22 Menschen mit Unterstützung durch die Evangelische Stiftung Alsterdorf. Beide Wohnangebote werden durch individuelle pädagogische und hauswirtschaftliche Begleitung im Alltag, pflegerische Leistungen sowie diverse Beratungsangebote ergänzt.

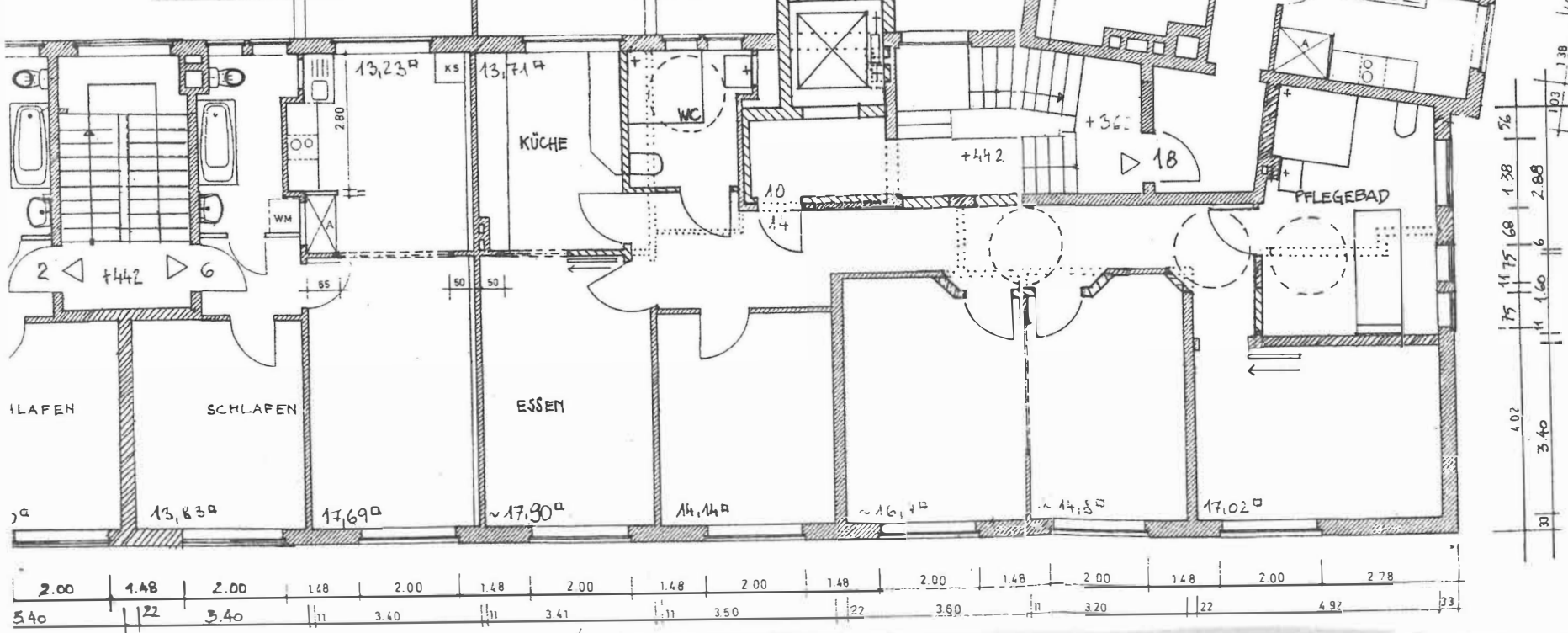
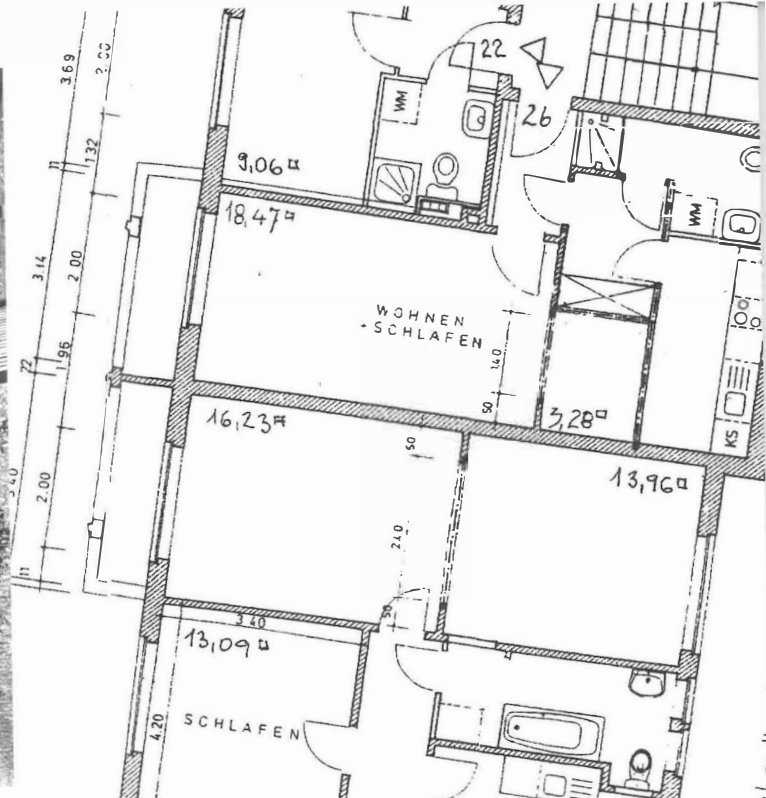
*Die Wohnungen **Braamkamp** sind Teil eines Gebäudekomplexes beachtlichen Ausmaßes im typisch Hamburger Backsteinstil. Auch der Garten im Innenhof ist rollstuhlgerecht angelegt und lädt mit seinen Rosenstöcken und Bänken zum Verweilen ein. Der Stadtpark ist in ein paar Minuten zu Fuß zu erreichen. Schnell ist man auch am Alsterlauf oder im Eppendorfer Moor, einem kleinen Waldstückchen mit entzückenden Ansichten mitten in Hamburg. Der Winterhuder Marktplatz mit seinen attraktiven kleinen Läden und dem Einkaufszentrum ist ebenfalls gut zu erreichen. Traditionelles städtisches Wohnen mit speziell Hamburger Note – da stolpert man noch über den spitzen Stein, ab und zu jedenfalls.*



Braamkamp



5 22 2.40
1.75 68 2.00



1.75 11 75 68 1.38 76
11 1.60 6 2.88
4.02
3.40
33

2.00 1.48 2.00 1.48 2.00 1.48 2.00 1.48 2.00 1.48 2.00 1.48 2.00 1.48 2.00 2.78
5.40 1.22 3.40 1.11 3.40 1.11 3.41 1.11 3.50 1.22 3.60 1.11 3.20 1.22 4.92 33

Wie es Euch gefällt – die Entwicklung neuer Wohnprojekte

Die Evangelische Stiftung Alsterdorf ist auch für den freien Wohnungsmarkt ein attraktiver, weil zuverlässiger Partner. „Es kamen Architekten auf uns zu, die einen Neu- oder Umbau planten“, berichtet Klaus Cantzler von ernsthaften, aber auch von weniger überzeugenden Angeboten. „Jeder Neubau wäre billiger gewesen als die Sanierung eines total heruntergekommenen Hotels neben der Alsterschwimmhalle, das man uns andrehen wollte. In diesem Geschäft trifft man auch eine Menge seltsamer Zeitgenossen.“ Wenn ein Neu- oder Umbau auf den Weg gebracht war, gab Klaus Cantzler die Verantwortung für das Projekt an den entsprechenden Teilbereich ab. Von der ersten Besichtigung bis zum Einzug konnten wegen der notwendigen Abstimmungen und Genehmigung manchmal drei bis vier Jahre vergehen.

Draußen muss es noch wachsen. Das Wohnhaus und die Tagesförderung Lüttkamp sind Teil eines gerade erst fertig gestellten Luruper Wohngebietes nahe des kleinen Einkaufszentrums „Elbgaupassage“. Die Grünflächen zwischen den einzelnen aufgelockert versetzten Wohnblöcken leuchten und die Fassaden blitzen weiß, rot, orange. Frisch gewaschen, wie nach einem ergiebigen Regenguss, so sieht alles hier aus. Innen beeindruckt die Atmosphäre der Tagesförderung. Der große, zweigeteilte Raum ist gestaltet mit leuchtenden Vorhängen in allen Regenbogenfarben. Ergotherapeutische Sportgeräte, Musik-

instrumente, eine Hängematte sowie Körpertrainingsgeräte zur Balance und Koordination stehen zum Einsatz bereit. Der Raum bietet Schutzatmosphäre und genügend Platz, um etwas auszuprobieren. Ein Bereich zum Entfalten und Wohlfühlen, zur Entspannung und für Begegnung wurde hier geschaffen. Kissen, Decken und dicke Matratzen sind zum Knuddeln da und sorgen für eine weiche Landung. Im Küchenbereich herrscht reges Treiben um die Mittagszeit. Beschäftigung macht hungrig.

Seit die Schließung des Karl-Witte-Hauses beschlossen wurde, haben sich die Vorstellungen zu integrativen Wohnformen wieder weiterentwickelt. Der Gedanke, dass zunehmend mehr Menschen – auch mit hohem Unterstützungsbedarf – in ihrem eigenen Wohnraum leben, bestimmt die Planungen zunehmend. Die behinderten Menschen sollen den Mietvertrag für ihre Wohnung selbst unterschreiben beziehungsweise übernehmen können, allein oder in einer Wohngemeinschaft gemeinsam mit anderen. Birgit Schulz hat dies bei neu abgeschlossenen Mietverträgen mit den Hausbesitzern vereinbart: „Eine Übergangsphase, in der Hamburgstadt noch als Vermieter auftritt, soll den Mietern und Vermietern helfen, das notwendige Vertrauen aufzubauen.“ In Harburg hat Klaus Cantzler in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem Wohnhaus im Alten Postweg zwei kleine Wohnungen angemietet – er nennt sie „Satellitenwohnungen“. Ausgehend von dem Haupthaus werden die hier lebenden Menschen in ihren Wohnungen unterstützt. Gleichzeitig stehen ihnen die Gemeinschaftsangebote im Alten Postweg offen. Bald sollen auch hier die Bewohner ihren eigenen Mietvertrag abschließen.



Vertrautes in neuer Umgebung – ein Interview mit Hans-Georg Lesch

Herr Lesch, Ihr Sohn Volker wohnte früher im Karl-Witte-Haus und jetzt in der Billstedter Hauptstraße. Wie war das für Ihren Sohn umzuziehen?

Mein Sohn hat den Umzug sehr positiv aufgefasst. Volker ist ein Gewohnheitsmensch, dennoch hat er den Umzug gut verkraftet. Er muss immer erst sehr viel Vertrauen fassen, doch das hat er wohl geschafft in diesem Fall.

Was genau ist Ihrer Meinung nach schwierig für Volker?

Wissen Sie, mein Sohn hat eine Hundephobie. Im Karl-Witte-Haus war die Tagesförderung im Haus, jetzt wird er mit dem Bus in die Tagesförderung in der Manshardtstraße gefahren und muss erst mal raus aus dem Haus und zum Bus gehen, wo doch jederzeit ein Hund kommen könnte. Jedes aus dem Haus gehen ist ein Angehen für Volker. Doch ich höre, jetzt geht er sogar schon mal freiwillig allein zum Müllcontainer, der immerhin etwa 40 Meter vom Haus entfernt liegt.

Wie kommt Ihr Sohn sonst mit der neuen Umgebung zurecht?

Er geht in Begleitung spazieren und lernt die Umgebung kennen. Ich bin froh, dass er schon zum Frisör gegangen ist und ein anderes Mal eine reparierte Hose vom Änderungsschneider abgeholt hat – alles in Begleitung natürlich, aber auch das ist nicht selbstverständlich für Volker wegen seiner Angst vor Hunden. Dass er überhaupt rausgeht, zeigt mir, dass es ihm gut geht.

Was bedeutete Ihrer Meinung nach die größte Veränderung für Volker?

Die größte Veränderung war sicherlich die viel kleinere Gruppe. Ich hoffe, dass er weiterhin genug Kontakt und Ansprache hat.

Wie geht es Volker in seiner neuen Wohngemeinschaft mit drei anderen Herren?

Gut ist, dass auch zwei seiner langjährigen Betreuer mit umgezogen sind. Volker hat übrigens bald 30-jähriges Jubiläum in Alsterdorf. Auch seine Mitbewohner kennt Volker schon über viele Jahre aus dem Karl-Witte-Haus. Und seine gewohnten Möbel durfte er auch erst mal mitnehmen. Die werden jetzt langsam ausgetauscht. Bei Volker muss alles schrittweise gehen, so ist es gut, dass vieles Vertraute mit umgezogen ist.

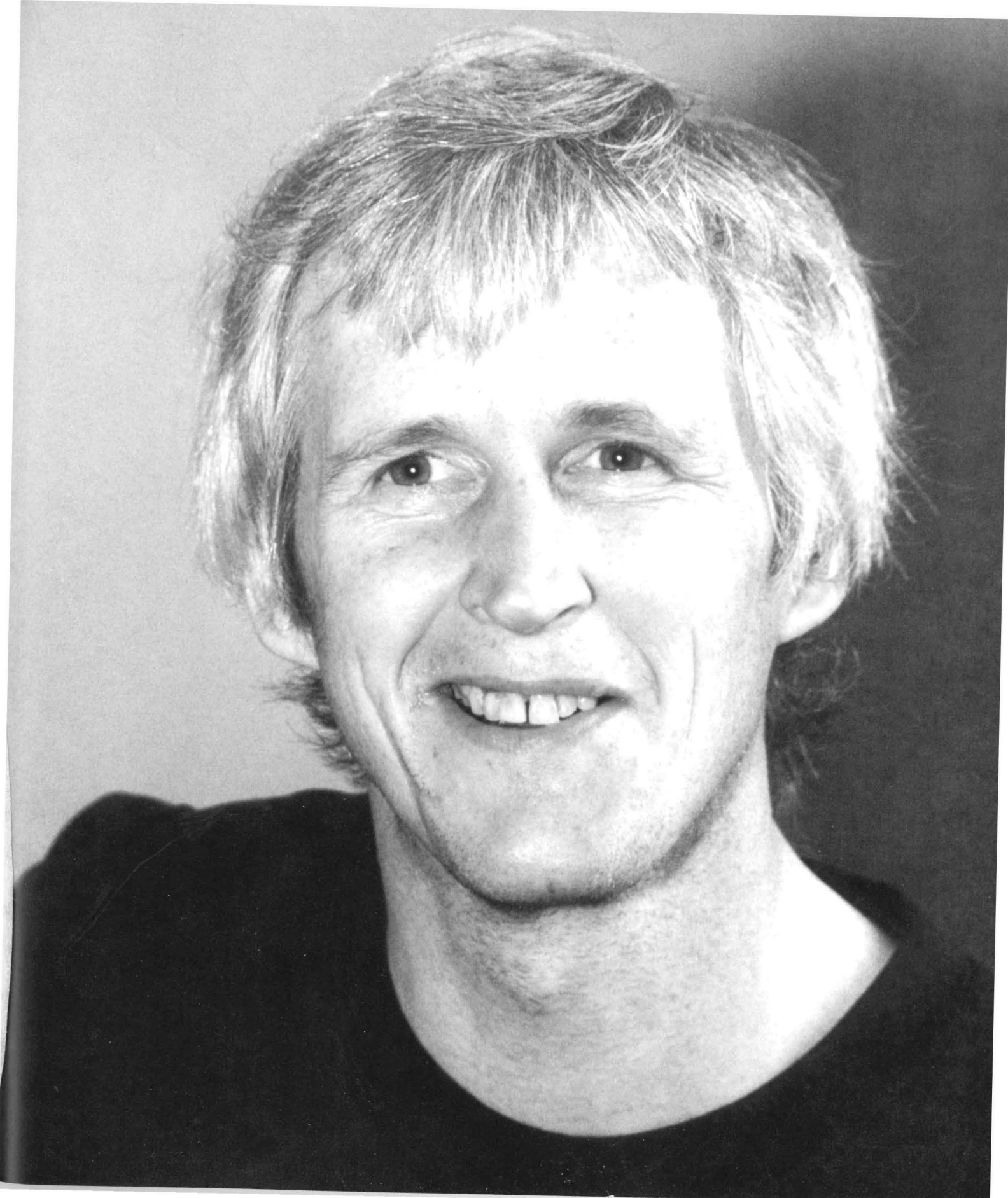
Wie sieht Volkerts Alltag jetzt aus?

Alles muss in ganz kleinen Schritten gehen. Ich bin erstaunt, dass Volker schon in das fremde Auto einsteigt, das ihn zur Tagesförderung bringt. Manchmal hat Volker aber auch keinen Antrieb. Er sagt dann: „Heute habe ich keine Lust, andermal.“ Ich mache mir etwas Sorgen, ob die Betreuung so intensiv ist, wie Volker es braucht. Er braucht schon viel Anschwung, um ins Tun zu kommen.

Was wünschen Sie sich für Volker in seiner neuen Umgebung?

Ich war überhaupt sehr skeptisch und bin erst mal froh, dass alles so gut geklappt hat. Ich wünsche mir, dass Volker angeregt wird in seinem Alltag und irgendwie teilnimmt, dass immer ein Betreuer in der Wohnung ist und dass Volker genug Zuwendung bekommt. Ihm mal übers Haar streichen, ihn in den Arm nehmen und drücken ... Von mir mag er das gar nicht, meine Lebensgefährtin darf das schon eher.

Rechts: Volker Lesch



Vertrautes in neuer Umgebung – ein Interview mit Hans-Georg Lesch

Herr Lesch, Ihr Sohn Volker wohnte früher im Karl-Witte-Haus und jetzt in der Billstedter Hauptstraße. Wie war das für Ihren Sohn umzuziehen?

Mein Sohn hat den Umzug sehr positiv aufgefasst. Volker ist ein Gewohnheitsmensch, dennoch hat er den Umzug gut verkraftet. Er muss immer erst sehr viel Vertrauen fassen, doch das hat er wohl geschafft in diesem Fall.

Was genau ist Ihrer Meinung nach schwierig für Volker?

Wissen Sie, mein Sohn hat eine Hundephobie. Im Karl-Witte-Haus war die Tagesförderung im Haus, jetzt wird er mit dem Bus in die Tagesförderung in der Manshardtstraße gefahren und muss erst mal raus aus dem Haus und zum Bus gehen, wo doch jederzeit ein Hund kommen könnte. Jedes aus dem Haus gehen ist ein Angehen für Volker. Doch ich höre, jetzt geht er sogar schon mal freiwillig allein zum Müllcontainer, der immerhin etwa 40 Meter vom Haus entfernt liegt.

Wie kommt Ihr Sohn sonst mit der neuen Umgebung zurecht?

Er geht in Begleitung spazieren und lernt die Umgebung kennen. Ich bin froh, dass er schon zum Frisör gegangen ist und ein anderes Mal eine reparierte Hose vom Änderungsschneider abgeholt hat – alles in Begleitung natürlich, aber auch das ist nicht selbstverständlich für Volker wegen seiner Angst vor Hunden. Dass er überhaupt rausgeht, zeigt mir, dass es ihm gut geht.

Was bedeutete Ihrer Meinung nach die größte Veränderung für Volker?

Die größte Veränderung war sicherlich die viel kleinere Gruppe. Ich hoffe, dass er weiterhin genug Kontakt und Ansprache hat.

Wie geht es Volker in seiner neuen Wohngemeinschaft mit drei anderen Herren?

Gut ist, dass auch zwei seiner langjährigen Betreuer mit umgezogen sind. Volker hat übrigens bald 30-jähriges Jubiläum in Alsterdorf. Auch seine Mitbewohner kennt Volker schon über viele Jahre aus dem Karl-Witte-Haus. Und seine gewohnten Möbel durfte er auch erst mal mitnehmen. Die werden jetzt langsam ausgetauscht. Bei Volker muss alles schrittweise gehen, so ist es gut, dass vieles Vertraute mit umgezogen ist.

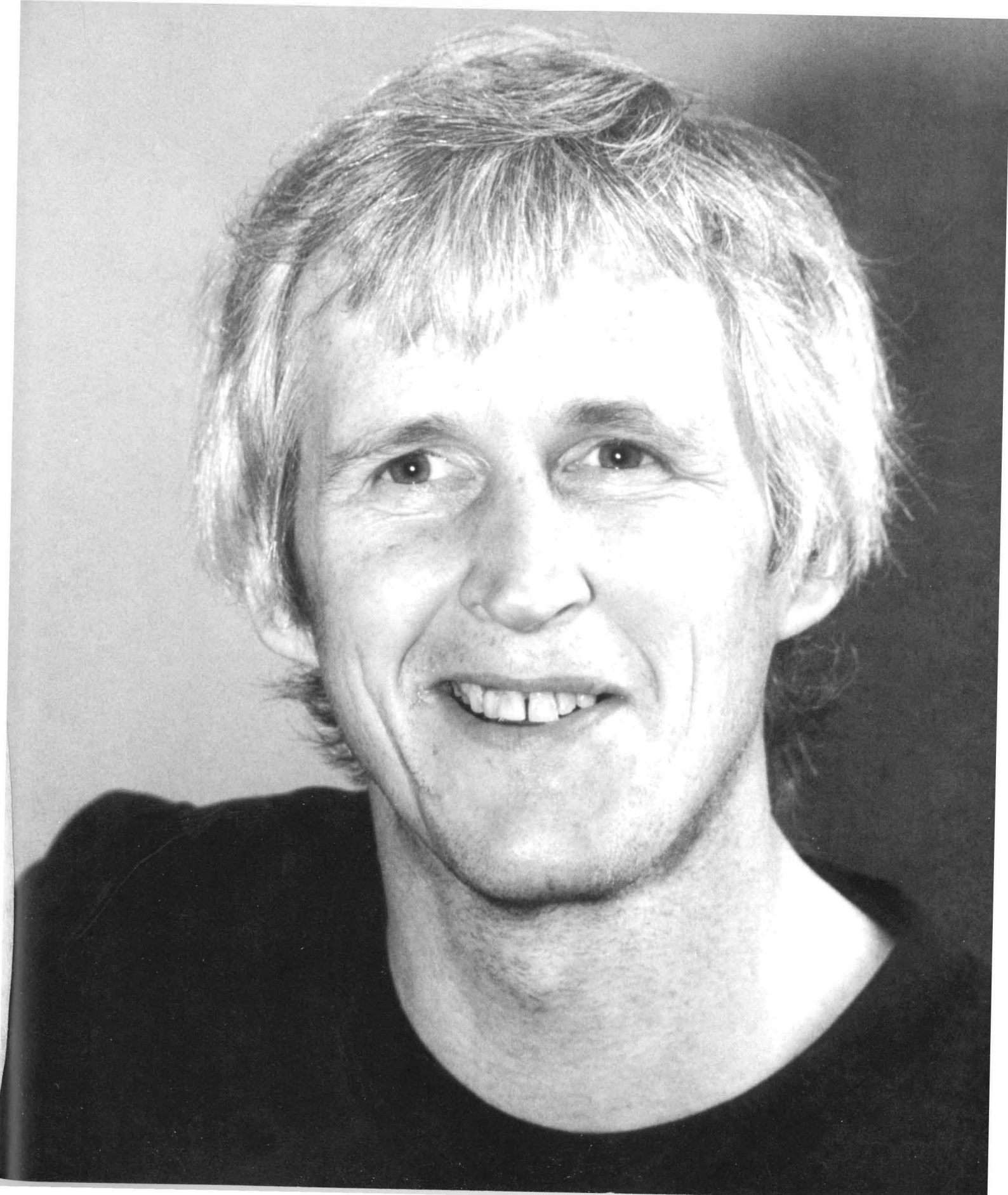
Wie sieht Volkers Alltag jetzt aus?

Alles muss in ganz kleinen Schritten gehen. Ich bin erstaunt, dass Volker schon in das fremde Auto einsteigt, das ihn zur Tagesförderung bringt. Manchmal hat Volker aber auch keinen Antrieb. Er sagt dann: „Heute habe ich keine Lust, andermal.“ Ich mache mir etwas Sorgen, ob die Betreuung so intensiv ist, wie Volker es braucht. Er braucht schon viel Anschwung, um ins Tun zu kommen.

Was wünschen Sie sich für Volker in seiner neuen Umgebung?

Ich war überhaupt sehr skeptisch und bin erst mal froh, dass alles so gut geklappt hat. Ich wünsche mir, dass Volker angeregt wird in seinem Alltag und irgendwie teilnimmt, dass immer ein Betreuer in der Wohnung ist und dass Volker genug Zuwendung bekommt. Ihm mal übers Haar streichen, ihn in den Arm nehmen und drücken ... Von mir mag er das gar nicht, meine Lebensgefährtin darf das schon eher.

Rechts: Volker Lesch



Im Stadtteil leben – Alltag in der Bebelallee

„Frau, nach Hause“, fordert mich Benjamin Berendsen nach dem dreistündigen Interview verständlicherweise auf. Gemeinsam mit seinen Mitbewohnern Hans-Jürgen Witt und Peter Stahlhut sowie der Teamleiterin Petra Jenß hatte er einen Nachmittag lang ausführlich erzählt, wie es sich damals im Karl-Witte-Haus lebte und wie sich das Leben nach dem Umzug in die Bebelallee verändert hat.

Rechts:
Benjamin Berendsen

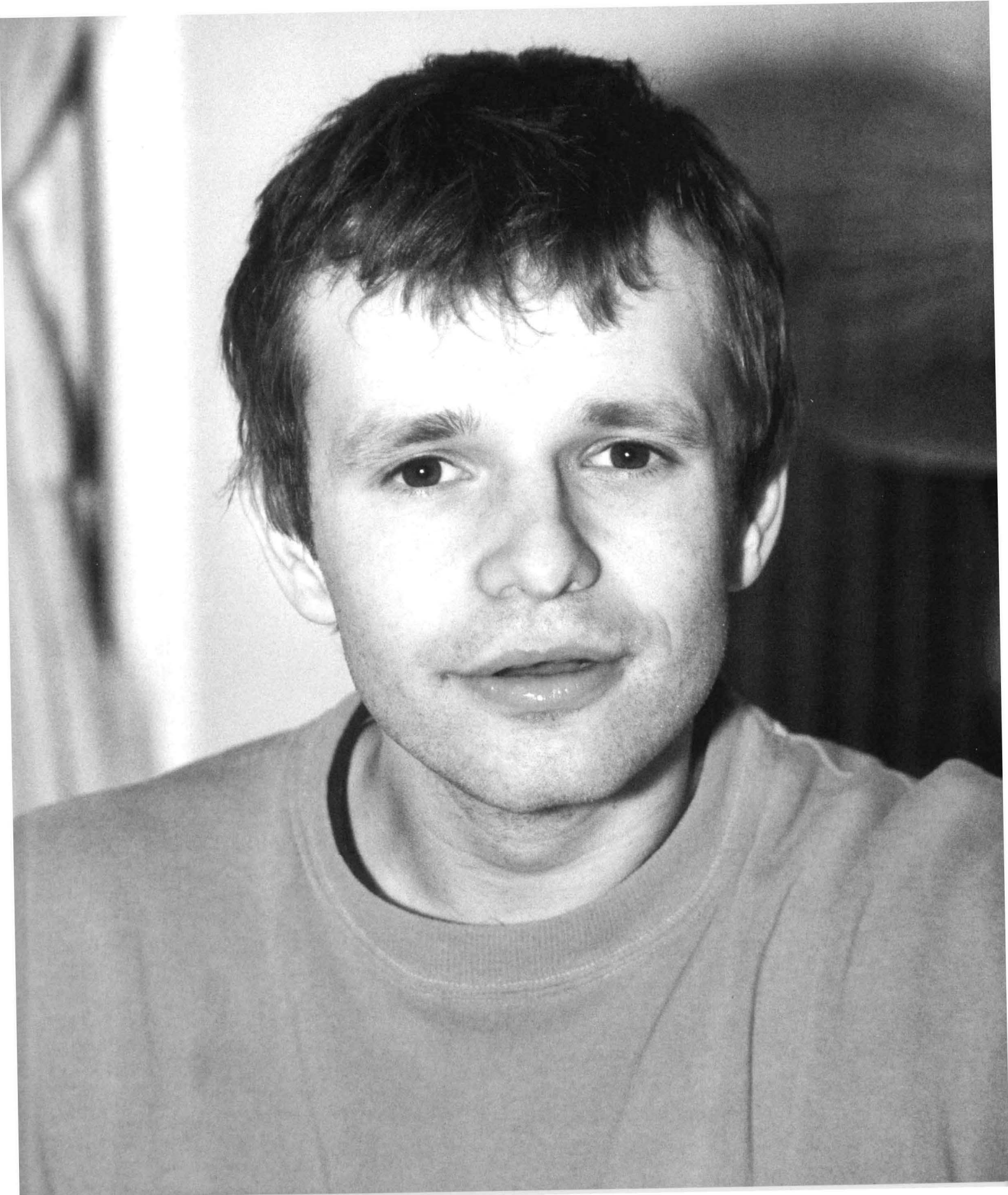
Die sieben Männer aus der Wohnung in der Bebelallee waren unter den letzten, die Anfang April 2003 aus dem Karl-Witte-Haus ausgezogen sind. Fünf von ihnen hatten im ersten Stock gewohnt, ein Mann im Erdgeschoss. Herr Stahlhut ist aus einem Apartmenthaus auf dem Stiftungsgelände nach Winterhude gezogen. Bei dem Wohnangebot der Bebelallee handelt es sich um ein Übergangsangebot, das notwendig wurde, da einige Wohnprojekte noch auf die Fertigstellung warten und daher nicht für alle Klienten bis zum April 2003 ein adäquates Angebot zur Verfügung gestanden hat. Deshalb steht in absehbarer Zeit wahrscheinlich noch einmal ein Umzug an. Trotzdem haben sich alle in relativ kurzer Zeit in ihrem neuen Zuhause eingelebt. Es sind untereinander Kontakte und Zuneigungen entstanden, aus denen sich möglicherweise Freundschaften entwickeln können. Neben den Herren Berendsen, Witt und Stahlhut wohnen in der Wohnung Udo Jarzembinski, Heinz Kühn, Ludwig Blöß und Hans-Ulrich Müller.

Abschied vom Stiftungsgelände

Benjamin Berendsen hat ungefähr sieben Jahre im Karl-Witte-Haus gewohnt, zunächst in einem Einzelzimmer im 3. Stock, dann im 1. Stock. „Altes Haus weg?“, fragt er mehrfach an diesem Nachmittag nach dem Schicksal des Karl-Witte-Hauses.

Der Kontakt zu seinem früheren Wohnumfeld ist ihm wichtig, er löst sich erst allmählich. Immer wieder geht er mit einer Assistentin schauen, wie es sich verändert: Ist sein Zimmer tatsächlich leer, ist niemand wieder in das alte Haus gezogen, wird es schon abgerissen. „Horst, Anna“, erinnert er sich an ehemalige Bekannte, „Bauzäune, Kran“, an das Gelände. Die großen Baustellen auf dem sich verändernden Stiftungsareal, die aus den oberen Stockwerken des Karl-Witte-Hauses gut zu beobachten waren, haben ihn fasziniert. Gleichzeitig haben ihm die Zäune Angst gemacht. „Die Wege waren nicht dieselben wie früher. Das Gelände hat sich ständig gewandelt“, erläutert Petra Jenß.

Tagsüber hat der 25-Jährige im Rahmen der Tagesförderung (TaFö) im Karl-Witte-Haus, dem Beatclub, Einzelförderung erhalten. Pantomimisch erklärt er seine Aktivitäten: Schwimmen, Gymnastik, Tanzen und Inline-Skaten. „Putzen“, ergänzt er, und „Rallazalla“ – ein Wort, mit dem er seine Krisen beschreibt. Gern erinnert er sich an den Bauernhof, auf dem er zweimal im Jahr mit seiner Wohngruppe Urlaub gemacht hat, bis die Betreiber in Rente gegangen sind. Jetzt hat er die Möglichkeit, im November zum ersten Mal mit seinen Mitbewohnern an die See zu fahren. Ob er sich anschließt, hat er noch nicht entschieden.



Ganz einfach war es nicht, für Herrn Berendsen ein passendes Arbeitsangebot zu finden. Nach längerer Suche ist er in der TaFö „machbar“ in Barmbek eingestiegen. Zu seiner Arbeit gehört unter anderem die Reinigung eines Busses, sowohl von außen als auch von innen. Täglich bringt er die Post mit dem Fahrrad zum Stiftungsgelände. In seiner Freizeit lernt er, sich in der Umgebung zurechtzufinden und allmählich mit seinem Umfeld in Kontakt zu treten. Mit dem Fahrrad prägt er sich die Wege in seiner Umgebung ein. Petra Jenß und ihre Kollegen, insbesondere aber sein neuer persönlicher Assistent, Henry Dörner, unterstützen ihn dabei: „Es hat wirklich eine Weile gedauert, bis wir verstanden haben, dass ihm anfangs die Zäune, die das Alsterdorfer Gelände begrenzen, im Stadtteil als Orientierungspunkte gefehlt haben.“

Am Wochenende kommen oft Verwandte und Bekannte zu Besuch in die Bebelallee. Auf diese Weise erhalten die Männer den Kontakt zu den ehemaligen Mitbewohnerinnen und -bewohnern aus dem Karl-Witte-Haus aufrecht. Am kommenden Wochenende kommt Heike Anders aus Jenfeld, zu der Herr Berendsen einen guten Draht hat. Herr Witt freut sich auf das Kaffee trinken, Reden und Spielen mit Andreas, einem freiwilligen Helfer.

Die eigenen vier Wände

Die gemeinsame Wohnung der sieben Männer liegt im 4. Stock einer größeren Wohnanlage und erstreckt sich über zwei Stockwerke. Vom Balkon und der großen Wohnküche aus haben sie einen Blick auf eine kleine Grünanlage und die Alster. Lediglich die gesicherte und schallisolierte Wohnungstür erinnert an stationäres, geschütztes Wohnen.

*Rechts:
Hans-Jürgen Witt*

An diesem Nachmittag ist die Atmosphäre in der Wohnung entspannt. Heinz Kühn und Ludwig Blöß trinken Kaffee am großen Tisch der Wohngemeinschaft. Benjamin Berendsen tobt freundschaftlich mit Udo Jarzembinski. „Benni, schrei jetzt nicht so, ich unterhalte mich gerade“, leitet Hans-Jürgen Witt seinen Bericht über die Erfahrungen mit dem Wohnungswechsel ein. Er erzählt: „Petra hat mich damals gefragt, ob ich hier wohnen möchte. Da habe ich ja gesagt.“ Seine Mutter sei ebenfalls dafür gewesen. Am nächsten Tag hielt er bereits den Schlüssel für Zimmer Nummer 7 in der Hand.

Der Umzug selbst fiel ihm nicht so leicht wie die Entscheidung zuvor: „Ich bin erst samstags übergegangen, als alle meine Möbel und Sachen schon da waren.“ Mittlerweile aber gefällt ihm sein neues Zimmer, das größer ist als das im Karl-Witte-Haus: „Hier kann ich mich kräftig bewegen.“ Seit dem Einzug hat er seine Einrichtung bereits um einen Kühlschrank, einen Videorekorder, mehrere Kassetten und CDs ergänzt.



Der 47-Jährige hat zehn Jahre in der Werkstatt für behinderte Menschen auf dem Stiftungsgelände gearbeitet. Dort hat er Dichtungen für Schiffe verschiedenster Größe hergestellt. Er fand die Arbeit ganz gut, auch die Kollegen waren nett: „Die habe ich schon mal besucht. Da kann man Kaffee trinken.“ Trotzdem ist er froh, heute wieder in der Musik- und Theatergruppe „Station 17“ arbeiten zu können, in der er früher schon mal mitgewirkt hat. Mittwoch, Donnerstag und Freitag spielt er Theater: „Da verkleide ich mich als Gärtner und verdiene 500 Euro.“ Die Proben finden in dem ehemaligen Bunker in der Feldstraße statt. Die Nähe zum Fußballstadion kommt dem St-Pauli-Fan natürlich gerade recht. Montag und Dienstag probt er mit seinen Kollegen für die Auftritte der bekannten Band „Station 17“: „Ich spiele die elektrische Gitarre.“ Seinen ersten Auftritt hatte er bereits Mitte Oktober bei dem Kongress „Kulturbehindert?“ der Evangelischen Stiftung Alsterdorf.

Häufig besucht Hans-Jürgen Witt am Wochenende seine Mutter, die in Blankenese nahe der Elbe wohnt: „Ich mag die Schiffe, wenn die Schornsteine so beleuchtet sind.“ An den dazwischenliegenden Samstagen kommt sie ihn in der Bebelallee zum Kaffee trinken besuchen. Zum Abschied begleitet Herr Witt seine Mutter immer bis vor die Haustür. So lernt er, allein mit dem Fahrstuhl zu fahren: „Wenn ich runter will, drücke ich das ‚E‘. Wenn ich hier hoch will, die ‚4‘.“

Während Hans-Jürgen Witt erzählt hat, ist Axel Schadte zu Besuch gekommen. Herr Schadte ist ein guter Freund der Gruppe, die für ihn eine wichtige Kontaktmöglichkeit ist. Vor allem mit Herrn Berendsen und Herrn Witt versteht er sich gut. Da gibt es sogar schon mal kleine Eifersüchteleien. Herr Schadte wohnt allein und erhält ambulante Unterstützung, die so genannte „Pädagogische Betreuung im eigenen Wohnraum“. Nachdem er alle herzlich begrüßt hat, schnappt er sich mit Benjamin Berendsen Besen, Eimer und Schaufel. Gemeinsam werkeln sie im Flur des oberen Wohnungsteils: „Petra, guck mal“, wird die Leiterin eingeladen, die Arbeit zu betrachten.

Das Umfeld erschließen

Mittlerweile ist Peter Stahlhut aus der Tagesförderung im Wilfried-Borck-Haus zurückgekehrt und erklärt sich bereit mit Unterstützung von Frau Jenß einige Fragen zu beantworten. Obwohl Herr Stahlhut das Rentenalter erreicht hat, fährt er jeden Morgen und Nachmittag mit der U-Bahn in die TaFö, wo ‚seine‘ Martina Zieginger („Tina“) die wichtigste Person für ihn ist. Zum Mittagessen kommt er nach Hause. So regelmäßig war er während seiner Karl-Witte-Haus-Zeit nicht in der Tagesförderung, berichtet Petra Jenß: „Da ist er mal hingegangen, dann wieder wegspaziert und wiedergekommen.“ Da auch das Wilfried-Borck-Haus derzeit umgebaut wird, fürchtet Herr Stahlhut um seinen festen Bezugspunkt dort. Als es auf dem Stiftungsgelände das Krämerstübchen noch gab, hat Peter Stahlhut dort jeden Tag für die TaFö-Gruppe eingekauft. Und frühmorgens hat er für seine Wohngruppe im Karl-Witte-Haus immer die Brötchen geholt.

Petra Jenß

Heute erledigt er tagsüber seine Einkäufe auf dem Alsterdorfer Markt. „Äpfel, Kekse“, standen heute auf dem Einkaufszettel.

Die Brötchen holt er in einer Bäckerei nahe der Wohnung Bebelallee. Sonntags wartet er manchmal schon ungeduldig vor der Tür, bevor der Laden aufmacht. „Da hat die Bäckerfrau dann doch reichlich Mitleid mit dem armen Mann“, schmunzelt Petra Jenß.

Aus dem Karl-Witte-Haus ist der 67-Jährige im Sommer 2002 zunächst in eines der vier neuen Apartmenthäuser auf dem Gelände gezogen. Alle dachten damals, er würde an dem Gelände hängen und sollte dort bleiben. Aber er konnte sich an sein neues Zuhause nicht gewöhnen. Immer wieder ist er ins Karl-Witte-Haus in seine Wohngruppe zurückgekehrt und hat sich in sein leeres Zimmer gelegt. „Als wir dann den Umzug in die Bebelallee geplant haben, hat er uns deutlich signalisiert, dass er dort auch wohnen möchte“, erinnert sich Petra Jenß. Es sei ihm offensichtlich weniger um das Gelände gegangen als um den Kontakt zu seinen bisherigen Mitbewohnern und Mitarbeitern.

Peter Stahlhut hat wenig Schwierigkeiten, sich im Stadtteil zu bewegen. Mit dem Fahrrad hat er sich erst eine Runde um das Haus gesucht, jetzt hat er sich schon die etwas weitere Umgebung erschlossen. Nach der Arbeit kehrt er immer in ein Café um die Ecke ein. Sein größtes Problem sind rote Ampeln, vor denen er warten muss,

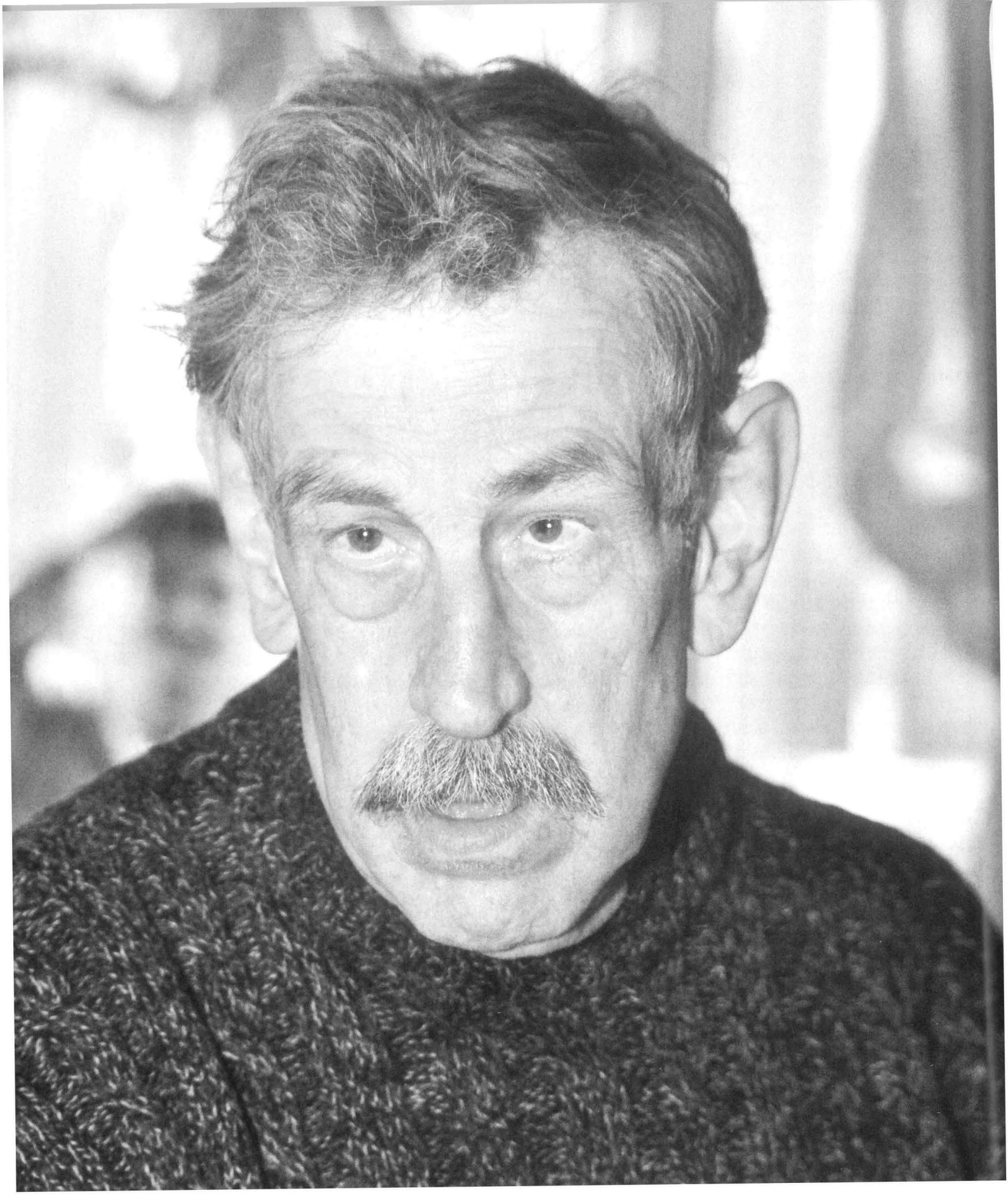


und die hohen Preise im Stadtteil. Er kann schon recht ärgerlich werden, wenn das Geld mal wieder alle ist. Schließlich kostete im Treffpunkt im Karl-Witte-Haus alles nur die Hälfte.

Veränderungen im Alltag

„Wir sind in der Tat unmittelbar im Stadtteil, und dies nicht nur, wenn wir die Wohnung verlassen“, fasst Petra Jenß die Veränderungen des Alltages zusammen. Auch die Kontakte zu den Nachbarn sind wesentlich direkter als auf dem Gelände. Das ist nicht immer einfach.

*Nächste Seite:
Peter Stahlhut*



Ein Leben im Stadtteil heißt eben auch, dass die Männer, die sich bisher überwiegend auf dem Stiftungsgelände aufgehalten haben, neue soziale Verhaltensweisen lernen müssen.

Gleichzeitig macht sich deutlich bemerkbar, dass sich in der Wohnung wesentlich mehr Individualität herstellen lässt, als es im Karl-Witte-Haus je möglich war. Nicht nur der Besitz des Zimmerschlüssels, sondern auch die veränderte häusliche Umgebung vermitteln einen höheren Grad an Privatheit. Da haben Bewohner, Assistenten und Besucher sofort mehr Achtung vor der Privatsphäre jedes Einzelnen. Ausdruck der Normalisierung ist auch, dass der Nachtdienst durch eine Nachtbereitschaft ersetzt wurde. Anstatt die Nacht zu durchwachen, können die Betreuer im Dienstzimmer schlafen und werden bei Bedarf von den Bewohnern geweckt.

Sieben ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem Karl-Witte-Haus bilden heute die Stammbesetzung in der Bebelallee: Halit Caglayan, Henry Dörner, Ulrich Ebert, Detlef Glade, Jill Herzog, Petra Jenß und Katrin Kankel. In ihren Augen hat sich das Arbeiten zwar nicht völlig verändert, „die Arbeitszeiten und die Gestaltung des Alltags müssen aber schon flexibler gehandhabt werden.“ Wichtig sei es dabei, die Dienste so zu organisieren, dass eine Assistentin möglichst nicht allein in der Wohnung sei. Improvisation ist auch nach dem Umzug fester Bestandteil des Alltags. Das tägliche Arrangement der Fahrdienste zu den Arbeits- und Tagesförderstätten erfordert eine gute Koordination. Auch das tägliche Kochen, das Teil des pädagogischen Konzeptes ist, nimmt viel Zeit in Anspruch.

Die Komplexität der Arbeit ist also insgesamt höher geworden. Petra Jenß ist der Auffassung, dass sich so kleine Wohneinheiten für Menschen mit hohen Unterstützungsbedarfen nur halten können, wenn mehrere Wohnangebote im Stadtteil kooperieren. Sonst stoße man zu schnell an die Grenzen des Personaleinsatzes. Zudem böte die Vernetzung mit anderen Wohnungen zusätzliche Austauschmöglichkeiten sowohl für die Klienten als auch für die Mitarbeiter. Das schützt vor dem Gefühl der Isolation. Entsprechend stellen sich Petra Jenß und ihre Kollegen die Entwicklung ihres Arbeitsbereiches und der Wohnangebote vor: „Wir könnten zusammenarbeiten und uns gegenseitig unterstützen.“

Die Schließung – ein glücklicher Neuanfang

Wohn- und Beschäftigungsangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten

„Wir schließen die Logik der Klinik. Ob die Mauern stehen bleiben, kümmert uns nicht. Aber indem wir die Kultur inner- und außerhalb der Mauern verändern, durchbrechen wir die Logik der Institution.“
Franco Basaglia, 1980

Horst Wallrath gehörte zu den ersten Alsterdorfern, die von 1972 bis 1975 an der neu gegründeten Schule zum Heilerzieher ausgebildet wurden. Etwas länger als ein Jahr arbeitete er anschließend als Oberpfleger im dritten Stock des Karl-Witte-Hauses, bevor er 1976 die damaligen Anstalten verlässt. Bis April diesen Jahres war der 50-Jährige wieder im Karl-Witte-Haus, diesmal allerdings, um die geschlossene Abteilung des Hauses aufzulösen: „Da kommen Erinnerungen hoch, zumal ich im Erdgeschoss auch alte Bekannte wiedergetroffen habe.“ Vor allem aber war es Horst Wallrath eine Freude, fast schon eine Genugtuung mitzuhelfen, ein Stück Anstalt aufzulösen. Von Anfang April 2000 bis Ende April 2003 leitete er im Rahmen des Umzugsvorhabens das Projekt „Beschäftigungs- und Wohnangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten.“

Was heißt herausforderndes Verhalten?

Menschen mit so genanntem herausforderndem Verhalten bilden eine heterogene Gruppe von Menschen, die mehrere Gewalterfahrungen gemacht haben und machen und Konflikte erlebt haben und erleben, für die sie unterschiedliche Problembewältigungsstrategien entwickeln. Diese Strategien weisen verschiedene Gemeinsamkeiten auf:

- Die Strategien werden von den Bezugspersonen als unangenehm und schwer erträglich beschrieben.
- Durch die Strategien entstehen oft physische oder psychische Schäden bei der Person selbst oder bei anderen Personen im Umfeld.
- Sie verursachen bei den Bezugspersonen Gefühle der Angst, der Bedrohung und / oder der Herausforderung.
- Sie lassen im Umfeld unzählige Fragen nach dem Sinn des Verhaltens entstehen.
- Sie werden vom sozialen Umfeld abgelehnt. Dies hat den Versuch zur Folge, die Strategien durch neue, vom sozialen Umfeld entwickelte Verhaltensmuster zu ersetzen.
- Da sie als unangenehm, aber sehr stabil erlebt werden, erzeugen sie bei den Bezugspersonen ein Gefühl der Sinnlosigkeit der Arbeit.

(Aus: Burmeister, S., Escalera, C., Wallrath, H.: „Konzeptentwurf für ein System von zusätzlichen Unterstützungsleistungen für Menschen mit herausforderndem Verhalten im Bereich HamburgStadt“, Mai 2003)

Die Rückkehr ins Karl-Witte-Haus glich einer Reise in die Vergangenheit: „Im Erdgeschoss schien die Zeit stehen geblieben zu sein.“ In der geschlossenen Abteilung wurden bis zur Schließung 20 Männer mit einem, so wurde es dort offiziell formuliert, „systemsprengenden Verhalten aus einem psychopathologischen Hintergrund“ von ebenso vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern betreut. Die meisten Männer wurden per Unterbringungsbeschluss in diese Sondergruppe eingewiesen, nachdem sie aufgrund von so genanntem „fremd- oder autoaggressiven Verhalten“ bzw. aufgrund von „selbstgefährdenden Weglaufenden“ in offenen Wohngruppen gescheitert waren. Die Außentür und viele Fenster im Erdgeschoss waren abgeschlossen, die Menschen konnten die Abteilung, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur in Begleitung eines Mitarbeiters verlassen. Lediglich in den Garten, der von einem vier Meter hohen Zaun umgeben war, konnten sie gehen. Zur Küche hatten die meisten Bewohner keinen Zutritt, das Essen wurde ihnen lange Zeit noch zugeteilt und zubereitet. Offenes, wenn auch nicht für alle zugängliches Zentrum der Abteilung war das Büro.

Verschüttetes Leben

Im Erdgeschoss waren diejenigen untergebracht, die als schwer vermittelbar galten – diejenigen, die keiner haben wollte. Sie verschwanden hinter verschlossenen Türen und damit aus der Wahrnehmung und dem Problembewusstsein ihrer Umgebung. Je länger die „Geschlossene“ bestand, desto mehr wurde sie als institutionelle Notwendigkeit anerkannt und akzeptiert. Um die Menschen, die angeblich gewalttätig und gefährlich sind, müssten sich Fachleute und Experten kümmern, so die weit verbreitete Meinung. Zumindest aber müsse an dem, was

über diese Menschen erzählt wird, was dran sein – sonst wären sie nicht dort, wo sie sind.

Über die einzelnen Personen kursieren oft eine Vielzahl von Horrorgeschichten, hinter denen der Mensch und seine Lebensgeschichte unsichtbar werden. Horst Wallrath spricht von „verschüttetem Leben“: „Es ist eine Menge Biographiearbeit nötig, um den Menschen mit all seinen Fähigkeiten und Eigenschaften kennen und respektieren zu lernen.“ Nur wer fünf positive Geschichten über eine Person erzählen könne, dürfe auch fünf weniger angenehme benennen, soweit es nötig und erforderlich erscheine.

Die Arbeits- und Beschäftigungssituation spiegelte laut Horst Wallrath die Stigmatisierung der Menschen aus dem Erdgeschoss wider. Zwei der Bewohner arbeiteten in der Werkstatt, einige hatten einen Platz in der Tagesförderung. Fast die Hälfte hatte jedoch gar keine Beschäftigung beziehungsweise eine, die nicht ihren Interessen und Fähigkeiten entsprach.

Die „Geschlossene“ war die unterste Sprosse der Leiter und für viele Menschen auf lange Sicht anscheinend die Endstation. Zwar wurde alle zwei Jahre überprüft, ob der Unterbringungsbeschluss aufrecht erhalten werden muss, aber, ausgeschlossen vom gesellschaftlichen Leben, war es schwierig, andere Verhaltens- und Ausdrucksformen zu erlernen. Alternative Wohnangebote gab es nicht, eine Verlängerung des Beschlusses war fast zwangsläufig die Folge. „Wie beispielsweise soll ein Mensch im Straßenverkehr zu-rechtzukommen lernen, wenn er sich nicht in der Stadt bewegt?“, fragt Horst Wallrath. Einige Männer lebten 20 Jahre lang in der geschlossenen Unterbringung im Karl-Witte-Haus.

Die Schließung – ein glücklicher Neuanfang

Wohn- und Beschäftigungsangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten

Verstehen lernen

Die Lebensgeschichte der Menschen mit auffälligem Verhalten sind geprägt von alltäglicher institutioneller und persönlicher Gewalt.

Sie waren mehr als andere ausgesetzt:

- der Diagnose der Unheilbarkeit und der medikamentösen Behandlung;
- dem defizitären Blick und der starren Rollenzuweisung;
- der Homogenität der Gruppe und der Kontaktsperre zu anderen;
- den Sanktionen bei nicht angemessenem und zu erwartendem Verhalten;
- dem institutionalisierten Schweigen in Bezug auf ihre Lebensumstände und ihren Lebensalltag.

Ihre Ausgangslage war und ist gekennzeichnet durch:

- den „Ruf“, der ihnen vorausgeht, gefährlich und unberechenbar zu sein;
- die Kennzeichnung als Täter, obwohl sie Opfer waren;
- den weitgehenden Ausschluss von allen Veränderungen;
- die Angst „der Umwelt“ – die sie zu Monstern mutieren lässt, die kaum jemand haben will;
- den Mangel an Konzepten, in die sie hineinpassten.

Hilflosigkeit, Angst und Unsicherheiten stehen im Wechselspiel mit auffälligem Verhalten, solange es keine Bewältigungsstrategien für beide Seiten gibt.

Diese Menschen leiden häufig unter:

- ständigen, scheinbar unlösbaren Problemen;
- dem oft sehr nachdrücklichen und dauerhaften Rückzug in eine eigene Welt;
- dem vielfachen Erleben von Situationen des Wollens und Nicht-Wollens und des Könnens und Nicht-Könnens;
- ihrem Verhalten, das als Reaktion auf Gefühle von Unklarheit und Unfähigkeit zu verstehen ist;
- dem Verlust an Kontakten und Beziehungen, das ihr Leben oftmals phasenweise prägt.

Um den Menschen „gerecht“ werden zu können, müssen wir:

- Abschied nehmen von Wohngruppen, die auf Spezialisierung und Aussonderung ausgerichtet sind;
- versuchen zu begreifen, dass jedes Verhalten einen Sinn hat und auch Widerstand sein kann;
- Möglichkeiten des Kennenlernens als Chance sehen, um Vorurteile abzubauen zu können;
- Verstehens- und Verständigungsprozesse einleiten, die Angst mindern und Sicherheit geben;
- versuchen zu klären, was herausforderndes Verhalten ist, ohne zu verniedlichen oder zu dramatisieren.

(Auszug aus einem Vortrag von Horst Wallrath bei einer Bezirksklausur im Bezirk Altona, 2003)

Der Soziologe Erving Goffman entwickelte die Theorie der totalen Institution, die „schlagartig aufgedeckt hat, dass vieles, was bisher der Natur zugeschrieben wurde, der menschenunwürdigen Verwaltung von Personen geschuldet war. Eine Reihe von Reaktionen, die zwangsläufig dem Defekt oder der naturgemäßen Andersartigkeit zugeschrieben oder als Schicksal interpretiert wurden, waren nunmehr als Konstruktion der Einrichtung selber aufgedeckt.“ (Wolfgang Jantzen, 1997). Der Psychiater Franco Basaglia bezeichnete solche Einrichtungen als Institutionen der Gewalt, gekennzeichnet durch Herrschaftsverhältnisse, in denen die Beherrschten sich nie effektiv und wirksam wehren können und der Unterwerfung somit schutzlos ausgeliefert sind. Horst Wallrath tritt dafür ein, die Geschichte der geschlossenen Abteilung im Karl-Witte-Haus aufzuarbeiten: „Hier geht es nicht um Schuldzuweisung, da das System nicht nur die Bewohner, sondern auch die Mitarbeiter prägt. Es geht aber auch nicht um einen generellen Freispruch.“

Der Beschluss, das Karl-Witte-Haus zu schließen, war für die Menschen im Erdgeschoss eine glückliche Fügung. Sonst hätte das System weiter bestanden. Wohl bekannt ist vielen Klaus Dörners Forderung, die Deinstitutionalisierung solle mit den Schwächsten beginnen. „Das hätte in der Tat Zeichen gesetzt“, bestätigte Horst Wallrath. Das Erdgeschoss präsentierte sich aber gegenüber dem Schließungsbeschluss genauso „geschlossen“ wie gegenüber den Kollegen des Auszugsprojektes. Nachdem die Projektmitglieder im ersten Jahr kaum Zugang zum Erdgeschoss erhalten haben, wurde das Projekt „Beschäftigungs- und Wohnangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten“ ins Leben gerufen.

Projektleiter Horst Wallrath wurde von den Mitarbeitern im Erdgeschoss mit Skepsis und teilweise offener Ablehnung empfangen. Das erste Vierteljahr hat er sich dem Alltag angeschlossen, bis er selbst die notwendige kritische Distanz zu verlieren drohte. In einer Bestandsaufnahme hat er Tagesabläufe, Angebote, Unterbringung, soziale Kontakte, Arbeit und Beschäftigung dokumentiert. Damit einher ging eine Bedarfserhebung mit dem Ziel zu klären, wie ein Wohnangebot für den jeweiligen Menschen mit Unterbringungsbeschluss aussehen könnte.

Raus aus der Isolation

Auf der Suche nach geeigneten Wohnumfeldern für die ehemaligen Bewohner aus dem Erdgeschoss des Karl-Witte-Hauses ist Horst Wallrath in die Planung der neuen Wohnvorhaben eingestiegen: „Ich bin mit zu den Wohnhäusern gefahren und habe geschaut, ob sie sich aus meinem Blickwinkel für Menschen aus dem Erdgeschoss eignen.“

Kam ein Wohnprojekt oder ein Platz in einem bestehenden Haus in Frage, wurden die Betroffenen, die Beratungsbüros, Angehörigen, gesetzlichen Betreuer und Assistenten in das Entscheidungsprozedere einbezogen, wer dort mit welcher Unterstützung leben könnte. Die Männer haben ihre möglichen neuen Wohnorte manchmal mehrfach besucht, um sich mit dem Gedanken eines Umzuges und dem Leben außerhalb der Einrichtung vertraut zu machen. „Im weiteren Verlauf haben sie teilweise die Projekte auch mit geplant“, berichtet Horst Wallrath, „Welche Farbe sollen Teppiche und Wände haben? Welche Möbel gekauft werden? Was bleibt hier und was nehme ich mit?“ Für viele war es eine neue Erfahrung, gefragt zu werden und mitentscheiden zu können.

Die Schließung – ein glücklicher Neuanfang

Wohn- und Beschäftigungsangebote für Menschen mit herausforderndem Verhalten

Die Umzüge sind bis auf eine Ausnahme reibungslos verlaufen. Mit entscheidend dafür waren die entsprechenden Vorbereitungs- und Übergangsphasen, die Überzeugung und Zuversicht aller Beteiligten – auch gegen den Widerstand einzelner. Die Männer haben sich an ihren neuen Wohnorten zumeist gut eingelebt. Ein Bewohner, der gern auf dem Land leben wollte, hat im Wohnhaus Hermannsburg bei Celle im Bereich HamburgUmland ein neues Zuhause gefunden. Drei andere haben es vorgezogen, weiterhin auf dem Zentralgelände zu wohnen. Vier Männer sind gemeinsam in ein neues Projekt in der Billstedter Hauptstraße gezogen, sieben weitere in den Ratsmühlendamm und vier Männer leben in verschiedenen Wohnhäusern im Bereich HamburgStadt.

Alle Männer haben eine zufrieden stellende, sinngebende Beschäftigung. Einige waren mit ihrer Arbeit zufrieden und haben sie behalten. Andere haben in Tagesstätten oder Arbeitsprojekten in der Nähe ihres Wohnortes eine neue Tätigkeit gefunden. Ein Bewohner, der gern kulturell arbeitet, kann zum Beispiel heute wieder in dem Theaterprojekt Station 17 arbeiten, das er vor einigen Jahren verlassen musste. Auch wenn es nicht immer einfach war, eine geeignete Tätigkeit zu finden, bedeuten die neuen Arbeitsplätze für viele eine weitere Verbesserung ihres Lebensalltages. Besonders erfreut ist Horst Wallrath über das Projekt „Die Stadtwörter“, das er vor zwei Jahren mit aufgebaut hat: „Die Beschäftigten können in der Stadt an verschiedenen Orten arbeiten, obwohl einige von ihnen einen Unterbringungsbeschluss haben.“

Unterstützungsangebote und Bewältigungsstrategien

Im Rahmen des Projektes hat Horst Wallrath viel Aufklärungs- und Überzeugungsarbeit geleistet. Die auf Unkenntnis beruhenden Ängste und Vorbehalte, im neuen Wohnhaus oder im Arbeitsprojekt nicht mit den Menschen zurechtzukommen, waren verständlich. Dabei gestaltet sich der Neuanfang oft einfacher als gedacht, wenn die notwendigen Unterstützungssysteme zur Verfügung gestellt werden.

Parallel dazu hat Horst Wallrath in einer Konzeptgruppe mitgearbeitet, die ein „System von zusätzlichen Unterstützungsleistungen für Menschen mit herausforderndem Verhalten“ entwickelt hat: „Es wurde zunehmend deutlich, dass wir uns über die notwendigen Unterstützungsangebote und sinnvollen Bewältigungsstrategien für die

Menschen mit herausforderndem Verhalten ebenso wie für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verständigen müssen.“ Das erarbeitete Konzept enthält auch eine Analyse und Bewertung zur Situation in HamburgStadt. Es werden Aussagen gemacht über die Belastung der Mitarbeiter und die entsprechenden fachlichen und persönlichen Anforderungen an die Unterstützung von Menschen mit herausforderndem Verhalten. „Wenn wir dieses Konzept in HamburgStadt umsetzen können, ist ein großer Schritt gemacht“, sagt Horst Wallrath.

Mag das Auszugsvorhaben also auch abgeschlossen sein, ist es die Beschäftigung mit dem Thema noch lange nicht. Den Alsterdorfern stellen sich neue Fragen: Was heißt es beispielsweise, mit Unterbringungsbeschluss offen zu wohnen und zu arbeiten? Wie können die Menschen am normalen Leben teilnehmen? Auch die Bedeutung und möglichen Formen der Rehabilitation für Menschen mit herausforderndem Verhalten sind weiter zu denken.

Einige Unterbringungsbeschlüsse konnten nach einer Zeit der Eingewöhnung aufgehoben werden. Andere können sich in Begleitung in ihrem Umfeld außerhalb des Hauses bewegen. Horst Wallrath ist sich sicher: „Mit Hilfe geeigneter und vor allem alltagsbezogener Unterstützungssysteme werden weitere Unterbringungsbeschlüsse mit der Zeit sicherlich hinfällig und können aufgehoben werden. Den Menschen wird damit nach vielen Jahren der Isolation die Chance auf uneingeschränkte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben eröffnet.“

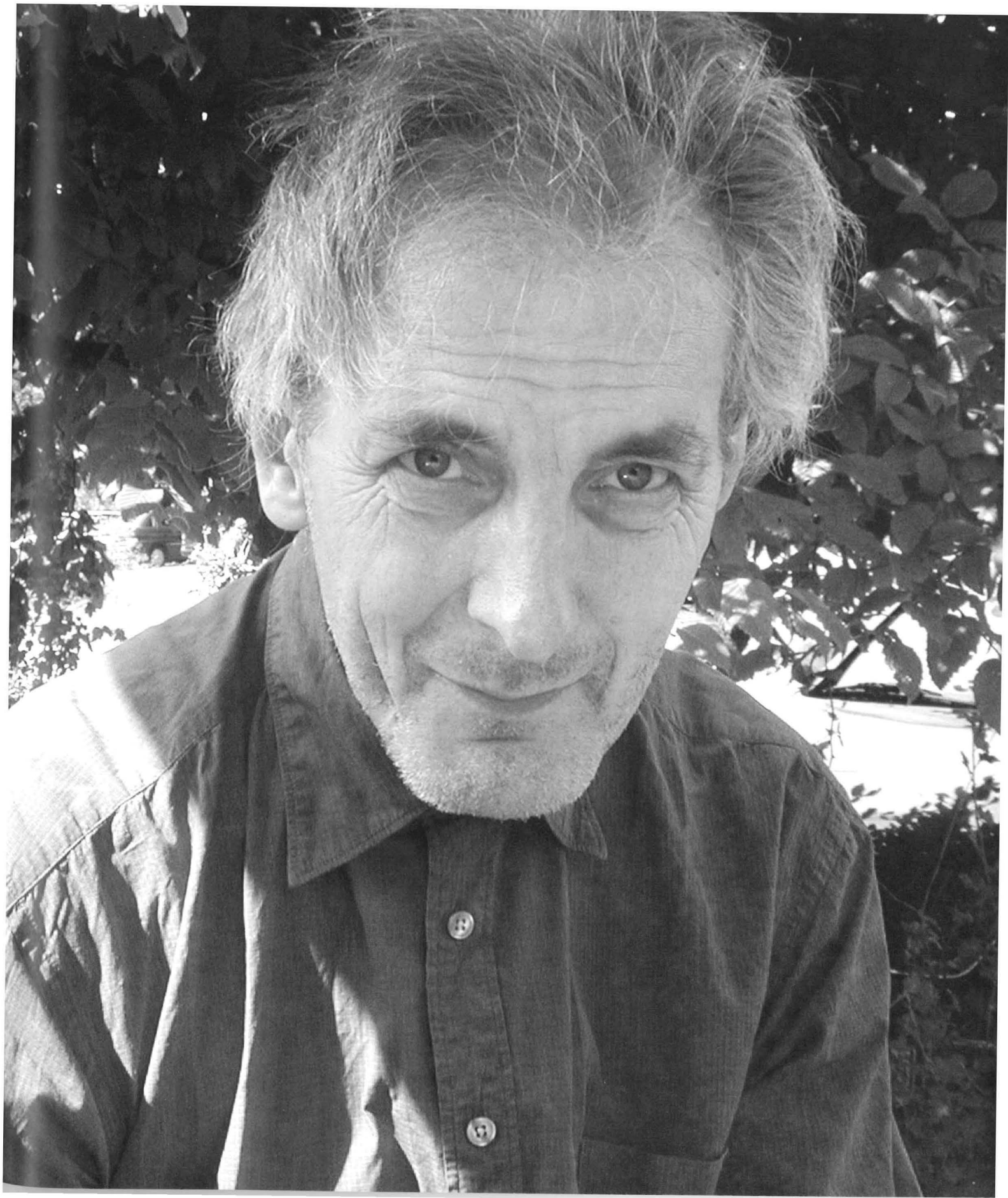
Wilhelm Brunkhorst, ehemaliger Bewohner aus dem Erdgeschoss im Karl-Witte-Haus, hat in der Nähe von Celle ein neues Zuhause gefunden. Anne Ernst hat ihn dort besucht.

Nach eineinhalb Stunden Fahrt bin ich in dem kleinen Städtchen Hermannsburg in der Nordheide angelangt. In einer grünen, von Wald umgebenen Einfamilienhausgegend finde ich die beiden Häuser Steinkamp Nummer 2 und Nummer 6 und freue mich darauf, Wilhelm Brunkhorst kennen zu lernen. Der allerdings, so erfahre ich dort von einer Assistentin, genießt gerade das schöne Sommerwetter auf einem Spaziergang in der Nordheide.

Hausleiter Norbert Stimatz nimmt sich stattdessen meiner an. Er erinnert sich: „Wilhelm Brunkhorst kam das erste Mal nach Hermannsburg, als während der Fußball-Weltmeisterschaft 2002 das Halbfinalspiel Deutschland gegen Südkorea im Fernsehen übertragen wurde.“ Das hätte er gern gesehen, gesteht er. Aber der Besuch war natürlich wichtiger.

Ein Blick zurück: Wilhelm Brunkhorst hat als Kind zu Hause bei seiner Familie gewohnt. Seit 1957, also mittlerweile seit 46 Jahren, lebt er in den Einrichtungen der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, zuletzt hinter verschlossenen Türen im Erdgeschoss des Karl-Witte-Hauses. Das macht krank. Assistentin Birgit Lange berichtet: „Er hat panische Angst vor der Nachtwache. Auch Baden fand er furchtbar. Jetzt allmählich lernt er es, Wasser, Wärme und Entspannung zu genießen.“ Noch heute gestattet er es nicht, sein Zimmer persönlich zu gestalten oder zu verschönern. Veränderungen empfindet er als Unordnung und räumt alles wieder weg. Manchmal dürfen seine Bilder an der Wand hängen, die er zu Karl-Witte-Haus-Zeiten in der Tagesförderstätte, dem Beatclub, gemalt hat.

Nachdem die Schließung des Karl-Witte-Hauses entschieden war, stand auch für ihn ein Umzug an. Es war nicht einfach für den 61-Jährigen, ein neues Zuhause zu finden. Andere Häuser fürchteten die hohe Unterstützung, die er braucht, und waren sich unsicher, ob sie ihn in ihren gewohnten Tagesablauf integrieren können. Herrn Brunkhorsts gesetzliche Betreuerin war der Meinung, er würde sich auf dem Land wohl fühlen. Also fragte das Umzugsprojekt Karl-Witte-Haus im Ferienort Hermannsburg an.



Die beiden Wohngruppen im Steinkamp wurden in den 80er Jahren gegründet, als der Druck von außen und innen die Stiftung zu Reformen zwang. Heute haben dort 23 Hamburgerinnen und Hamburger mit unterschiedlichen Unterstützungsbedarfen ein Zuhause gefunden. 30 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stehen ihnen in den Wohngemeinschaften und in der Tagesförderung zur Seite. Weit ab von den übrigen Einrichtungen der Stiftung in Hamburg wirken die Häuser in der Heide, eineinhalb Stunden von Hamburg entfernt, wie eine eigene kleine unabhängige Einheit. Da lebt es sich für manche besser als in der Großstadt. Und obwohl der Anfahrtsweg weiter ist, kommen die Angehörigen und Freunde gern und dadurch sogar häufiger als in die Wohnheimatmosphäre des Karl-Witte-Hauses. „Sie fühlen sich wohl bei uns und können gleich noch einen gemeinsamen Ausflug machen“, freut sich Herr Stimatz.

Wilhelm Brunkhorst wurde gemeinsam mit einer Betreuerin zum Probewohnen eingeladen. Nach vier Wochen haben sich die sieben Männer im Steinkamp 6 für ihren neuen Mitbewohner entschieden. Auch seitens der Mitarbeiter kamen keine Einwände. Hausleiter Stimatz hatte keine Vorbehalte: „Sagen Sie mir einen Grund, warum wir ihn nicht aufnehmen sollen?“

Um Herrn Brunkhorst angemessen zu unterstützen, wurde die Betreuung intensiviert. Ziel ist es, ihn allmählich wieder an ein selbstständigeres Leben heranzuführen. Der Umgang mit einer 40-jährigen Anstaltsgeschichte war auch für die Mitarbeiter in Hermannsburg neu, die nach Meinung der Assistentin Birgit Lange sein Verhalten maßgeblich beeinflusst: „Er braucht viel Zeit für sich selbst, aber er nutzt sein Zimmer noch nicht als Rückzugsmöglichkeit. Das kennt er nicht.“ Ein Zeichen für die Assistentin, auf dem richtigen Weg zu sein, ist, dass von angeblichem Aggressionspotenzial nichts zu merken ist. „Sogar die Medikamente können wir allmählich reduzieren.“

Jeder neue Bewohner bedeutet eine Umstellung und bringt zunächst Unruhe mit, ob in einer Wohngruppe von Studierenden oder Menschen mit Behinderung. Dann stellt man sich aufeinander ein. Die Gruppe ist sich einig: „Willi muss mit!“, wenn es auf Achse geht. Das Größte für Herrn Brunkhorst waren bisher ein gemeinsamer Kinobesuch und das Altstadtfest in Hermannsburg.

Der Wahlniedersachse gewöhnt sich allmählich an die gemeinsamen Aktivitäten in der Gruppe. Seine Mitbewohner arbeiten in der Werkstatt für behinderte Menschen in Bergen, sind Rentner oder verbringen ihre Tage zusammen mit ihm in der Förderstätte. Er geht gern in den Garten und beteiligt sich mit entsprechender Unterstützung am alltäglichen Haushalt. Allmählich soll auch die Malerei wieder einen Platz in seinem Tagesablauf bekommen.

Ich bin froh, Herrn Brunkhorst am Ende meines Heidebesuches doch noch kurz zu sehen. So habe ich zu den Erzählungen über einen liebenswerten und sensiblen Menschen ein Gesicht, auch wenn er nach dem Spaziergang im Grünen seine Ruhe haben will. Ob ich wiederkommen darf, frage ich ihn. Die Antwort auf diese Frage bekomme ich vielleicht bei einem nächsten Besuch.

Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt

Arbeit und Beschäftigung für Menschen aus dem Karl-Witte-Haus

„Die hohe Bedeutung des Bereiches Beschäftigung und Bildung ist anfangs unterschätzt worden“, blickt Dirk Herrtwich auf die letzten drei Jahre zurück. Aber im Nachhinein lag sie eigentlich auf der Hand. Schließlich benötigten alle Umzügler in der Nähe ihres Wohnortes einen neuen Arbeitsplatz oder eine Beschäftigung im Rahmen der Tagesförderung.

Dirk Herrtwich führt den Fachdienst Bildung und Beschäftigung im Bereich HamburgStadt seit 1999. Mit der Zuordnung des Karl-Witte-Hauses zu HamburgStadt erweiterte sich seine Zuständigkeit. Er übernahm die Aufgabe, die ehemaligen Bewohner des Karl-Witte-Hauses auf neue Beschäftigungsangebote zu vermitteln.

Die Männer und Frauen im Karl-Witte-Haus waren in unterschiedlichsten Angeboten der Stiftung tätig. Die Zahl derjenigen, die ohne Beschäftigung waren, war mit 20 Personen zunächst gering. „Einige Probleme kamen aber mit der Umstrukturierung auf dem Gelände.“ Aufgrund der Auszüge und Schließungen fielen Arbeitsplätze weg, andere konnten auf dem offenen Gelände so nicht mehr ausgeübt werden. Hinzu kam das Problem mit den Fahrwegen, die eine neue Organisation und natürlich auch Kosten verursachten.

Zunächst hat Dirk Herrtwich die Bedarfe ermittelt und Anforderungsprofile erstellt: „Mein Ziel war es, den Frauen und Männern ein breites Spektrum an Beschäftigungsangeboten in der Nähe ihres Wohnortes zu bieten.“ Jede und jeder sollte eine geeignete Tätigkeit finden. Im Vergleich zu einigen Kollegen in der Tagesförderung, die den Schwerpunkt auf therapeutische Angebote legen, stellt Dirk Herrtwich die Arbeit in den Mittelpunkt. Jeder soll eine sinnvolle Aufgabe haben, die erledigt werden muss und die ihre oder seine Talente fördert. „Das sehe ich ganz sachlich“, sagt der Betriebswirt. „Die Menschen können viel mehr, als man ihnen zutraut.“ Und wer gebraucht wird, erhält gesellschaftliche Anerkennung – Arbeit leistet also einen wesentlichen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration.

Das gilt für alle. Bei den Stadtwörkern (siehe Portrait) beispielsweise hatten einige anfangs Schwierigkeiten, sich auf Verbindlichkeiten einzulassen. Um aber die Termine halten zu können, müssen sie mit ran. Dank intensivem Training ist das heute eine Selbstverständlichkeit. Zuhause wurde den Stadtwörkern trotz Arbeitskleidung, Staub und Dreck teilweise nicht geglaubt, dass sie tatsächlich richtig arbeiten würden. „Da mussten erst Fotos den Beweis antreten“, schüttelt Dirk Herrtwich den Kopf. Mit dem Wissen, gebraucht zu werden, sind Selbstwertgefühl und die Identifikation mit der Beschäftigung deutlich gestiegen. Auch gezielte Bildungsangebote spielten nach Ansicht von Dirk Herrtwich eine

*Dirk Herrtwich,
Fachdienst Bildung und Beschäftigung
im Geschäftsbereich HamburgStadt*



große Rolle bei der Vorbereitung auf die Umzüge. Im Rahmen von Erwachsenenbildung wurden den Bewohnern des Karl-Witte-Hauses Stadtteilerkundungen, Kurse zum Umgang mit Behörden, zum Wohnen im eigenen Wohnraum oder Trainings für sicheres Verhalten im Straßenverkehr angeboten.

Rückblickend war es nicht immer leicht, die geeigneten Beschäftigungsplätze rechtzeitig zu finden. Die Kooperation mit den Wohnbereichen war nicht unkompliziert, auch in der Assistenzplanung hat Arbeit nicht die Rolle gespielt, die Dirk Herrtwich sich gewünscht hatte: „Zunächst kam die Frage nach einem neuen Wohnort. Dann erst wurde die Frage nach einer geeigneten Beschäftigung gestellt.“ Einige Bewohner hatten nur wenige Wochen Zeit, sich auf ihren Umzug in ein neues Wohnprojekt vorzubereiten. Entsprechend spät begann die Suche nach einem Arbeitsplatz. „Es war manchmal Glück, wenn wir in einer gut erreichbaren Werkstatt einen Platz gefunden haben und die Bewohner direkt im Anschluss an ihren Umzug wieder arbeiten konnten.“ Wohnen und Arbeit, so ist der Beschäftigungsexperte überzeugt, müssen noch mehr als bisher als gleichwertige Bestandteile des Lebens betrachtet und einbezogen werden.

Die Tagesförderung bietet Spielräume und Experimentiermöglichkeiten für die Entwicklung neuer Beschäftigungsmöglichkeiten. Der Fantasie sind da keine Grenzen gesetzt. Im Rahmen der Schließung des Karl-Witte-Hauses konnten neue regionalisierte Arbeitsangebote umgesetzt werden. Drei Beschäftigte der Tagesförderung haben beispielsweise seit April 2003 die Versorgung der Schülerinnen und Schüler in der Cafeteria des Kurt-Tucholsky-Gymnasiums übernommen. Die 11 Stadtwörter erfahren im Umgang mit verschiedensten Dienstleistungsunternehmen täglich die Wertschätzung ihrer Arbeit. „Neue Konzepte und Ideen“, so Dirk Herrtwich, „haben eine Vorreiterfunktion und bringen die Beschäftigungsangebote in Bewegung. Sie zeigen, was alles geht.“

Zur Schließung gibt es keine Alternative – eine Zwischenbilanz von Birgit Schulz

Die vorliegende Dokumentation erzählt eine Geschichte der besonderen Art. Wir haben ein Stück Anstalt von innen heraus aufgelöst. Ein Vorhaben, das zunächst fast nicht möglich erscheint – als wolle man sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen. In Schweden und England wurde die Schließung von Anstalten per Gesetz beschlossen und von der Öffentlichkeit eingefordert. Wir hatten keinen Auftrag; weder von der Stadt Hamburg, noch von unseren Klienten oder ihren Vertretungsorganen. Im Gegenteil: Es gab gesellschaftliche Kräfte, die uns lieber so behalten hätten, wie wir waren: als kalkulierbare Haushaltsgröße, als niedrigen Punkt auf der Messlatte des Vergleichs mit anderen Dienstleistern oder als letzte Station, in die man doch noch Menschen verschwinden lassen kann, wenn sie nicht in die modernen Angebote hineinpassen.

Diese Rolle passt längst nicht mehr zu uns; weder zu unserer Selbsteinschätzung, noch zu unseren Zielen und Strategien.

Also beschlossen wir, das Karl-Witte-Haus zu schließen. Dies war möglich,

- weil wir Klientinnen und Klienten hatten, die, auch wenn sie über viele Jahre auf monotone Abläufe eingestellt waren und kaum Wahlmöglichkeiten hatten, durchaus in der Lage waren, Wünsche zu äußern oder zu entwickeln, Entscheidungen für ihre Zukunft zu treffen und damit auch Risiken einzugehen,

- weil wir überzeugt waren, und diese Überzeugung teilten wir mit vielen Mitarbeitenden, dass das Leben im Karl-Witte-Haus nicht den Wünschen und Vorstellungen behinderter Menschen entsprach und durch bessere Wohn- und Unterstützungsformen abgelöst werden musste und
- weil wir, wie viele unserer Angebote zeigen, das Know-how für andere Leistungsformen haben.

In meinen Augen waren die Nutzung und Weiterentwicklung dieses Wissens, der Blick über den Tellerrand sowie unsere Konzepte und Maßnahmen zur Kompetenzentwicklung die wichtigsten Erfolgsfaktoren für den Veränderungsprozess der letzten vier Jahre; und zwar sowohl für unsere Klienten als auch für die Mitarbeiter.

Stadtteilerkundungskurse und Besuche unterschiedlicher Wohnformen in den Hamburger Stadtteilen halfen Klientinnen und Klienten, sich neue Perspektiven zu eröffnen. Frühzeitige, regelmäßige und auf die Möglichkeiten des Einzelnen abgestimmte Beteiligung half ihnen, sich zurechtzufinden und den eigenen Standort zu bestimmen. Von dort aus war es dann leichter, „das Heft selbst in die Hand zu nehmen“, sich zu bewegen und Neues zuzulassen.

Dies war auch für die Angehörigen nicht immer leicht, die aber ansonsten eine wichtige Rolle bei der Entwicklung tragfähiger Perspektiven spielten.

Mit der Einbindung der Beratungsbüros wurden ebenfalls gute Erfahrungen gemacht. Im Rahmen der Assistenzplanung konnten Veränderungen individuell beraten und geplant werden.

Den Klientinnen und Klienten wurden Menschen an die Seite gestellt, die weitgehend unabhängig von eigenen Interessen beraten und unterstützen konnten.

„Mit den Schwächsten zu beginnen“, wie Klaus Dörner es rät, ist uns nicht ganz gelungen. Letztlich hat aber diese Herausforderung Kräfte entwickelt, die Türen öffneten und halfen, neue Konzepte zu initiieren. Die Schließung der „Geschlossenen“ im Erdgeschoss des Hauses und damit ihre Öffnung ist einer der großen Erfolge des Projektes. Auch wenn längst nicht alle offenen Fragen beantwortet sind, sind sich inzwischen fast alle einig, dass es keine Alternative zur Schließung gibt.

Für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Karl-Witte-Hauses wurden umfangreiche Personalentwicklungsmaßnahmen konzipiert und durchgeführt. Schließlich hatten sie neue Rollen zu übernehmen, ihre Professionalität weiter zu entwickeln und sich auf veränderte Bedingungen und Anforderungen einzustellen.

Bei der Zusammenstellung neuer Teams war es wichtig, auf eine gute Mischung zu achten. Diejenigen, die für Selbstbestimmung und Teilhabe behinderter Menschen stehen und in ihrer praktischen Arbeit bereits Erfahrungen mit der Umsetzung gesammelt haben, sollten im Team deutlich überwiegen. Sie sollen Kolleginnen und Kollegen anleiten und deren

Entwicklung unterstützen. Statt das „Ob“ von „Community Care“ diskutieren zu müssen, sollen sie sich auf das „Wie“ konzentrieren können.

Für einen erfolgreichen Projektverlauf sind eine sorgfältige Organisation der Veränderungsprozesse und deren Einbindung in die Gesamtstruktur des Unternehmens von hoher Bedeutung. Gerade am Anfang sollte viel Zeit für die Operationalisierung des Projektauftrages eingeplant werden. Als hilfreich erwiesen sich handlungsführende Arbeitsinstrumentarien, wie Anforderungsprofile, Maßnahmepläne, Leitfäden oder Bewertungsbögen für neue Mietobjekte, die im Laufe des Prozesses entwickelt wurden. Auch in unserem Projekt hat sich bestätigt: Je klarer die Aufgaben und Strukturen, desto erfolgreicher und entwicklungsfähiger der Projektverlauf.

Gerade bei Integrationsprojekten ist es wichtig, dass alle Partnerinnen und Partner in gleicher Weise eingebunden und gefordert sind. Widerstand muss, wenn er nicht destruktiv werden soll, sowohl angenommen als auch überwunden werden. Er braucht Raum und Artikulationsmöglichkeit, um verstanden zu werden, und er braucht Angebote, gemeinsame Strategien, manchmal aber auch unbequeme Entscheidungen, um überwunden zu werden.

Für die Realisierung neuer Beschäftigungs- und Wohnangebote konnten wir zunächst auf bestehende Kooperationen mit externen Partnerinnen und Partnern zurückgreifen. Insbesondere für die Entwicklung neuer Wohnangebote stehen uns Partner zur Seite, die unsere Anliegen mittragen. Gemeinsam haben wir Verträge und Verfahren entwickelt, die sowohl die Integration und Verselbständigung der Klientinnen und Klienten ermöglichen, als auch das Risiko der Vermieter begrenzen. Für die Entwicklung neuer Beschäftigungsangebote standen naturgemäß nicht sofort genügend attraktive Partner bereit. Hier beschränkte sich die Kooperation zunächst auf die Zusammenarbeit mit Werkstätten für behinderte Menschen. Mittlerweile konnten wir im Rahmen unserer Tagesförderung aber erste Projektkooperationen mit Dienstleistern in den Stadtteilen vereinbaren. Diese Projekte bieten kleine und überschaubare Betätigungsfelder, die gerade auch für Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf sowohl sinnvoll als auch gesellschaftlich anerkannt sind.

Kommen wir zum Thema Zeit. Auch hier gibt es, wie bei den meisten anderen Fragen, kein Patentrezept. Nur so viel: Wir brauchten Zeit, damit die Klientinnen und Klienten neue und persönliche Perspektiven entwickeln konnten; Zeit, damit auch alle anderen Beteiligten die Chance hatten, Ziele und Inhalte des Projektes anzunehmen und sich neu zu orientieren. Wir brauchten aber auch zeitliche Fristen, die

Handlungsdruck erzeugten, vorläufige Endpunkte setzten und unsere Entschlossenheit demonstrierten. Vier Jahre Zeit für den Umzug von 168 Menschen aus einem Anstaltsgebäude in die Stadt hinein; das ist nicht viel Zeit. Sie reicht aber aus, wenn die Klientinnen und Klienten die Veränderung im Grundsatz wollen, das Projektteam engagiert ist, die Leitung keine Zweifel lässt und die Schließung des Karl-Witte-Hauses nicht als das Ende, sondern als ein Schritt der Dezentralisierung verstanden wird.

Mit diesem ersten Schritt haben wir erreicht, dass alle Bewohnerinnen und Bewohner des Karl-Witte-Hauses neue Beschäftigungs-, Wohn- und Unterstützungsangebote erhalten haben. Sie sind allein oder zusammen mit anderen umgezogen, und ihre neue Lebenssituation wird von den meisten als deutliche Verbesserung bezeichnet. Unsere Aufgabe ist es nun, ihr Leben im Stadtteil zu begleiten, sie beim Aus- oder Aufbau tragfähiger sozialer Beziehungen zu unterstützen und neue Betätigungs- und Entwicklungsfelder zu erschließen.

Die vorsichtige erste Beurteilung des Projektes stellt insofern eine Zwischenbilanz dar. Im Rahmen einer Begleitstudie zur Auflösung des Karl-Witte-Hauses, mit der wir ein externes Fachinstitut beauftragt haben, werden wir das Dezentralisierungsprojekt und den weiteren Prozess der Integration sorgfältig evaluieren, um die daraus gewonnenen Erkenntnisse für unsere Weiterarbeit nutzen zu können.

Man muss schließlich Ziele haben! – Edmund Riebe erzählt weiter

Als ich am 27. November 2002 in meinem Zimmer im Karl-Witte-Haus aufwachte, stand mein gesamtes Hab und Gut in Kisten verpackt vor mir. Im Laufe des Vormittags wurde ich nach Lurup gefahren. Meine mir so vertrauten Betreuer aus dem Karl-Witte-Haus haben dort meine neue Wohnung eingerichtet. Sie haben meine Möbel aufgebaut, die Kisten ausgeleert und sich schließlich von mir verabschiedet.

Und dann war alles neu! Der alte Zopf war abgeschnitten! In der ersten Nacht in meiner neuen Wohnung habe ich kaum geschlafen, alles war so ungewohnt. Aber schon bald nahm alles seinen Gang. Wir haben uns gegenseitig beschnuppert und kennen gelernt. Ich bekomme morgens Unterstützung beim Baden und bei der Zubereitung des Essens. Ansonsten komme ich sehr gut allein durch den Tag. Da ich jemand bin, der in seinem Leben noch keine Langeweile kennen gelernt hat, bedeutet es für mich einen Reichtum, meinen Hobbies und Neigungen in meiner neuen Wohnung nachgehen zu können. Mit meinem Betreuer zusammen erledige ich meine Einkäufe, mache mit ihm sporadische Kneipenbesuche oder Spaziergänge in der Umgebung. Mein Alltag fühlt sich sehr ausgefüllt an. Die Belange des Wohnhauses allerdings lasse ich gelassen an mir vorüberziehen. Ich habe kein Interesse, an den Hausbesprechungen teilzunehmen.

Die Leute, die hier arbeiten, sind alle nett, freundlich und hilfsbereit. Mit ihnen bin ich zufrieden. Völlig ungewöhnlich für mich ist, dass ich im letzten halben Jahr nur einen einzigen Asthmaanfall hatte. Mein Inhalator staubt schon fast ein. Es scheint mir also wirklich gut zu gehen. Wenn meine Eltern sehen könnten, wie ich jetzt lebe. Oh, hätten die sich gefreut! Kürzlich hat mich meine Schwester aus Frankfurt hier besucht. Sie hat nichts gefunden, was in meiner Wohnung fehlt, um sie komplett zu machen. Sie hatte nix zu meckern oder zu quaken. Meine beiden Brüder kommen auch regelmäßig zu Besuch. Früher, im Karl-Witte-Haus, habe ich sie höchstens ein- bis zweimal im Jahr zu Gesicht bekommen. Mit meiner anderen Schwester in Schweden halte ich telefonisch Kontakt. Sie will mich nächstes Jahr mal hier besuchen. Meine Geschwister freuen sich natürlich auch für mich, dass ich jetzt so gut wohne.

Eigentlich könnte ich sie ja auch mal alle zusammen einladen. Eine aus Schweden, eine aus Frankfurt, zwei aus Hamburg. Ein Familientreffen hat es noch nie gegeben. Und das in meiner Wohnung ... warum nicht!? Man muss ja schließlich Ziele haben!

Aufgezeichnet von Claudia Orgaß

Impressum

Herausgeberin:

Birgit Schulz (V.i.S.d.P.),
Geschäftsbereich HamburgStadt,
Evangelische Stiftung Alsterdorf,
Großneumarkt 24,
20459 Hamburg,
Tel. 040 / 357 48 111

Texte und Redaktion:

Anne Ernst

Weitere Autorinnen und Autoren:

Klaus Buddeberg, Franziska Geier,
Claudia Orgaß, Birgit Schulz

Fotos: Ralf Giesecking (Portraits), Klaus Cantzler, Franziska Geier, Claus Harlandt,
Olaf Wöhlk, weitere Fotografien mit freundlicher Genehmigung von Klaus Cantzler,
Archiv der Evangelischen Stiftung Alsterdorf

Kreation und Gesamtherstellung:

Axel Staeck Creativepool
Umsetzung: Matthias Bock
Korrektur: Franziska Geier

Schrift:

Linotype Frutiger NEXT

Lithografie:

Hans Kromm

Druck:

GK Druck, Hamburg

Hamburg, im Dezember 2003

Gibt es etwas, das Sie vermissen,
wenn das Karl-Witte-Haus nicht mehr ist?

Nein, überhaupt nichts.

Überhaupt nichts?

Nein.

Kann weg?

Ja, kann weg.

(Dialog zwischen Projektmitarbeiterin Claudia Orgaß
und Michael Rowoldt, der früher im Karl-Witte-Haus gewohnt hat.)

168 Frauen und Männer mit Behinderung und 110 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Evangelischen Stiftung Alsterdorf haben sich in den letzten vier Jahren vom Karl-Witte-Haus verabschiedet.

Das Wohnhaus im Krankenhausstil wurde 1973 auf dem Gelände der damaligen „Alsterdorfer Anstalten“ eröffnet. 30 Jahre später, im Mai 2003, wird das Karl-Witte-Haus geschlossen. Es wird den Anforderungen an eine individuelle Lebensgestaltung und der Forderung nach mehr Selbstbestimmung und gesellschaftlicher Teilhabe nicht gerecht.

Dieses Buch schildert den vierjährigen Auszugsprozess aus dem Karl-Witte-Haus, einem wichtigen Schritt auf dem Weg der Dezentralisierung der Evangelischen Stiftung Alsterdorf. Es dokumentiert die Umzüge der Männer und Frauen in die Stadt hinein, die Schaffung von neuen Beschäftigungsmöglichkeiten, erste Erfahrungen mit dem Leben im städtischen Umfeld und vieles mehr. Der Prozess ist komplex, aber die zusammenfassende Bewertung ist einfach: Zur Schließung der Anstalt gibt es keine Alternative.